Philipp Melanchthon.

Ein

evangelisches Lebensbild

für

Alt und Jung

von

Paul Pressel.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1860.

Zum 19. April 1860.

O frommer Geist! Es neigt zum dritten Male
Sich ein Jahrhundert über Deiner Gruft;
Du aber trinkst aus Jesu Gnadenschaale
Nach schwülem Tagwerk ew'ge Lebensluft.

Wir grüßen Dich: wir danken, und wenn Flehen
Zu Seligen sich ziemte, flehten wir:
Laß Deinen Liebesmantel niederwehen,
Darin Dein Glaube litt und wirkte hier!

Es ziemt sich nicht. Im weiten Reich der Geister
Gehört nur Einem der Gemeinde Knie.
So zeugtest Du, der Jünger, von dem Meister,
Der Dich und Luther, Rath und That, uns lieh.

1) Das Elternhaus.

Abraham wird befehlen seinen Kindern, und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten. 1 Mos. 18, 19.

Zu Bretten, einem freundlichen Städtchen in Baden, lebte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein ehrbarer Waffenschmied, Namens Georg Schwarzerd. Der Pfalzgraf Philipp, Kurfürst am Rhein, hatte ihn um seiner Geschicklichkeit willen als Rüstmeister an den Hof gezogen, und sein Ruhm drang so weit, daß mancher fremde Herr, sogar der deutsche Kaiser Maximilian, sich Waffen von ihm verfertigen ließ. In Folge davon kam der wackere Mann auch in einigen Wohlstand. Reich wollte er nicht werden: er lieferte seine Arbeit so billig wie möglich und von der Einnahme floß immer noch ein gut Theil den Armen zu. Denn Schwarzerd war ein frommer Mann, dem es ein voller, ängstlicher Ernst war, vor Gottes Augen zu wandeln. Jede Nacht stand er um 12 Uhr auf, ein Gebet zu verrichten, und verschlief er je einmal die Stunde, so trieb ihn große Selbstanklage um. Seine Gewissenhaftigkeit zeigte sich vorzüglich auch in einer strengen Verschwiegenheit, welche ihm ein seltenes Vertrauen von Seiten seiner Mitbürger zuzog. Eines Tags theilte ihm Jemand insgeheim seine Verlobung mit. Allein die Sache war bald im ganzen Städtchen ruchbar, denn jener Bräutigam hatte das Geheimniß noch vielen Leuten ganz insgeheim anvertraut. Schwarzerd aber, besorgt, des Verrathes gezeiht zu werden, machte sich alsbald auf den Weg und wanderte zehn Meilen weit in der schlimmsten Witterung, nur um sich zu rechtfertigen. Bei einem solchen Pflichtgefühl verstehen sich andere Tugenden, wie Mäßigkeit und Verträglichkeit, von selber. Besonders wird uns auch von seiner Wahrheitsliebe, die unter keinen Umständen ein fal-

sches, und von seinem Zartsinn, der niemalen ein schlüpfriges Wort ertragen konnte, Bedeutsames erzählt. Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen: diese Verheißung der heiligen Schrift bewährte sich denn auch an Georg Schwarzerd. Es wurde ihm eine treue Gehilfin in seiner Gattin, Barbara, Tochter des Amtmanns Reutter in Bretten, geschenkt. Der züchtigen Jungfrau träumte einst, das Heirathen käme an sie. Und siehe da, der erste Mann, der ihr Morgens darauf zu Gesicht kam, war der Waffenschmied: das galt ihr als ein Wink, daß sie seinem Gesuche nicht zuwider sein sollte, und sie hatte den Entschluß nicht zu bereuen. Denn die Ehe wurde ein gesegnetes Band der Liebe und des Friedens. Als Hausfrau trug sie hauptsächlich zwei Sprüchlein mit sich herum; das erste hieß: Almosengeben armet nicht, das andere: Wer da will mehr verzehren, denn sein Pflug kann ernähren, der muß zuletzt verderben und vielleicht am Galgen sterben.

Nach vierjährigem Harren durfte das glückliche Paar Elternfreuden erleben: am 16. Februar 1497 genas Frau Schwarzerd ihres ersten Kindes, eines Knäbleins, das in der heiligen Taufe den Namen Philipp erhielt. Diesem Erstling folgten noch vier andere Geschwister nach, drei Schwestern und ein Bruder, Georg. Die christliche Erziehung des anvertrauten Häufleins lag beiden Eltern als eine heilige Sorge am Herzen, und Meister Georg erkannte jetzt erst vollauf, was er an seiner Gattin hatte. Denn er konnte ihrer Treue und Klugheit mit aller Ruhe die Kinder überlassen, wenn ihn sein Geschäft zu Reisen veranlaßte, wie manchmal geschah. Ueberdem wußte er, daß der alte Amtmann Reutter keine süßere Freude seines Lebensabends kannte, als bei der Heranbildung seiner Enkel sich mit Rath und That betheiligen zu dürfen. Besonders gerne nahm sich der verständige Großvater Philipps an, der gar bald durch Anlagen des Herzens und Geistes die schönsten Hoffnungen erweckte. Dieß trat vornehmlich hervor, als der Knabe zu lernen begann. Zuerst wurde er mit seinem Bruder Georg in die Stadtschule geschickt, bald aber hielten es die Eltern für geeigneter, einen Hauslehrer für ihre Kinder zu bestellen. Derselbe hieß Johannes Hungarius, und ver-

dient, mit Namen aufgeführt zu werden, denn er löste die ihm anvertraute Aufgabe mit eben so viel Gewissenhaftigkeit, als Geschick. Als Philipp längst ein berühmter Professor war, erinnerte er sich noch mit größter Dankbarkeit dieses seines Lehrers und rühmte hauptsächlich an ihm, daß derselbe durch unabläßiges Fragen das eigene Nachdenken geweckt und entwickelt habe. Außerdem sagte er von ihm: „Er war ein herzguter Mann und liebte mich wie einen Sohn, ich ihn wie einen Vater.“ Aber es muß auch eine lohnende Lust gewesen sein, einen so begabten und gutgearteten Schüler, wie Philipp, im Unterricht zu haben. Seine Fassungskraft und sein Fleiß wetteiferten miteinander, die auffallendsten und schnellsten Erfolge zu erzielen. Mancher junge Student, kam er durch Bretten, erfuhr etwas davon: es gab allemal kleine gelehrte Kämpfe, in denen der Knabe gewöhnlich den Siegespreis davon trug. Dieß hätte auf unsern Philipp freilich auch gefährlich wirken gekonnt: aber der Geist Gottes bewahrte ihn vor Eitelkeit und erhielt ihn bescheiden, so daß er der Liebling von Alt und Jung blieb. Vielleicht brauchte der göttliche Erzieher zu seiner Demüthigung den Umstand, daß der Knabe mit der Zunge etwas stark anstieß; doch ließ es die Gnade auch seinem anhaltenden Streben gelingen, daß dieser Naturfehler mehr und mehr verschwand. Mit einem Herzensfehler, dem Zorn und der Empfindlichkeit, hatte Philipp von Kindesbeinen nicht weniger zu kämpfen: aber er kämpfte auch ernstlich und wahrlich nicht umsonst. So schnell der kleine Topf, wie das Sprüchwort sagt, schäumend überlief, so bald kehrte auch die Ruhe wieder, so daß er manchmal auf sich selbst den Vers anwandte: „Er haut und sticht, und thut doch Niemand nichts.“

Wie sehr ihn schon in der Kindheit der religiöse Stoff anzog, hat er uns später mitgetheilt, wenn er äußerte: „Ich erinnere mich noch, welches Vergnügen es uns Knaben gewährte, jene Dichtungen zu lesen, die sich in den Legenden der Heiligen finden. Dergleichen wurden von den Predigern in den Kirchen vorgelesen, und wir Knaben, wenn wir zu Hause die Predigten nachmachten, trugen jene Dichtungen unter uns vor. Nachher kam die Mutter und die Mägde und brachten Etwas zu unserem

Altar, wie es in den Kirchen zu geschehen pflegte. Hätten wir damals bessern Unterricht gehabt, so wäre es uns nützlicher gewesen. Aber doch war es ein Theil häuslicher Zucht, die Knaben vielmehr mit solchen Dingen zu beschäftigen, als ihnen das Herumlaufen auf den Straßen oder wildes Lärmen zu gestatten."

Also wuchs Philipp zu großer Freude der Seinigen heran, zunehmend an Alter und Weisheit, an Gnade bei Gott und den Menschen. Sein guter Vater konnte eine solche Erquickung recht wohl brauchen. Derselbe kam von einem Aufenthalt zu Monheim im Neuburgischen, wohin er kriegshalber sich hatte begeben müssen, gar elend und krank im Jahr 1504 nach Hause. Er soll daselbst aus einem von den Feinden vergifteten Brunnen getrunken haben und siechte von da an, bis ihn vier Jahre darauf der Herr heimholte. Etliche Tage vor seinem Ende sprach er: „Diese drei Stücke will ich meinen Kindern lassen, wenn ich sterbe: daß sie in christlicher Kirche sind, daß sie eins sind in Christo und einträchtig unter einander, und daß sie mögen Erben sein der ewigen Seligkeit." Seinen Philipp ließ er noch besonders an das Sterbebett treten und befahl ihn segnend der Fürsorge des himmlischen Vaters: „Mein Sohn, ich habe viele Umwälzungen in der Welt erlebt, aber es stehen noch größere bevor. Mein Gebet ist, daß Gott dich leiten möge, wenn sie eintreffen. Ich rathe Dir, daß Du Gott fürchtest und ehrbar lebest!" Mit solcher Mahnung und Ahnung verabschiedete sich, 49 Jahre alt, Meister Georg Schwarzerd von seinem 11jährigen Söhnlein Philipp und segnete kurz hernach das Zeitliche. Großvater Reutter war 11 Tage zuvor gleichfalls von allem Uebel dieses Erdenlebens erlöst worden.

2) Die Lehrjahre.

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind. Röm. 8, 28.

So verwaist Philipp nun dastand, so gut ward für ihn gesorgt. Seine Mutter hatte zu Pforzheim eine nahe Anverwandte und klopfte bei ihr an, ob sie nicht den Knaben in ihr Haus aufnehmen möchte, damit er daselbst die lateinische Schule besuchen könnte. Der Bitte wurde willfahren und wenige Wochen nach des Vaters Heimgang kam Philipp auf zwei Jahre nach Pforzheim. Dieß war eine ungemein freundliche und wichtige Fügung. Ein gutes Lyceum oder Gymnasium war dazumalen noch eine Seltenheit. Es brauchte Zeit, bis der Sinn für eine höhere, edlere Bildung, der hauptsächlich in Italien durch eine erneute Beschäftigung mit den römischen und griechischen Schriftstellern wach geworden war, siegreich durch die Verwilderung sich Bahn brach, in welche auch Deutschland durch den Druck der römisch-katholischen Herrschaft versunken war. In den meisten Schulen wurde noch ein erbärmliches Mönchslatein getrieben, die griechische Sprache verstanden ohnehin nur die wenigsten Gelehrten. Ein solcher war jedoch der Rector des Lyceums in Pforzheim, Simler. Nur seine besten Schüler pflegte er des Unterrichtes in diesem werthen Fache zu würdigen: Philipp errang schnell diese Ehre und arbeitete sich in die griechische Bücherwelt mit solchem Fleiße hinein, daß er von seinen Mitschülern bald als der Erste anerkannt und zur Auszeichnung nur „der Grieche“ genannt wurde. Natürlich waren es bloß die Schriften des griechischen Heidenthums, seiner Dichter und Weltweisen, welche in der Pforzheimer Schule gelesen wurden, und der wackere Rector derselben hatte so wenig als der Schüler Philipp eine

Ahnung davon, für welches andere in griechischer Sprache geschriebene Buch alle diese Arbeiten vorarbeiten sollten. — Der Aufenthalt in Pforzheim war noch aus einem andern Grunde eine so freundliche und wichtige Fügung. Der Bruder der Frau, welche Philipp in ihr Haus aufgenommen hatte, war Johann Reuchlin. Dieser Mann war eigentlich der geistige Vater aller strebsamen Köpfe zu jener Zeit. Ihn und den Niederländer Erasmus nennt Ulrich von Hutten die beiden Augen Deutschlands: ihr Verdienst sei es, daß das deutsche Volk aufhöre, ein barbarisches zu sein, indem sie hauptsächlich den Zugang zu den Quellen der Bildung durch ihre gründliche Kenntniß der alten Sprachen wieder eröffneten. Reuchlin war ein geborner Pforzheimer und kam öfters in seine Vaterstadt, seitdem ihn Herzog Eberhard im Bart zu seinem vertrauten Rath nach Stuttgart gezogen hatte. Natürlich war der Schwester Haus die jedesmalige Herberge des gelehrten Gastes, und so konnte es nicht fehlen, daß unser Philipp unter die Augen des berühmten Mannes kam. Und der junge Gymnasist wurde bald das Schooßkind des Altmeisters, wurde von demselben Sohn genannt und mit seltenen Büchern, namentlich einem griechischen Lexikon und einer Grammatik beschenkt. In der Herzensfreude über die wissenschaftlichen Fortschritte Philipps nahm Reuchlin einmal sein Doktorbarett vom Haupte und setzte es dem Jüngling auf; ein andermal weihte er ihn gleichsam zum Gliede der Gelehrtenrepublik, indem er den deutschen Familiennamen „Schwarzerd" griechisch umtaufte: Philipp heißt von da an Melanchthon. — Ohne Zweifel auf Anrathen Reuchlins verließ Melanchthon 1509 das Pforzheimer Lyceum und wanderte als ein Student von 13 Jahren nach Heidelberg, einer schon damals vielbesuchten Universität. Er fand im Hause eines würdigen Geistlichen und Professors, Dr. Pallas Spangel, Aufnahme und rühmte Zeitlebens die geistige Anregung, welche ihm aus dem Umgang mit diesem alten Theologen zufloß. Im Uebrigen war seine Erinnerung an den wissenschaftlichen Geist der Universität zu jener Zeit nicht sonderlich erbaut, es sei mehr leeres Geschwätz, als körnige Wahrheit der Jugend vorgetragen worden. Um so mehr war er auf das

eigene Studium angewiesen und machte aus sich selbst heraus Riesenfortschritte. Als ein Professor einstens mitten in der Vorlesung unwohl wurde, rief er im Weggehen: „Philipp, laß deine Mitschüler fortfahren und vertritt Du meine Stelle!" Das kam dem gelehrten Knaben doch allzu überraschend und er fieng an bitterlich zu weinen. Dennoch begann schon damals die Lehrthätigkeit Melanchthons. Es wurden ihm nicht bloß zwei Grafen in den Privatunterricht übergeben, sondern er übte auf seine Commilitonen in vertrautem Kreise einen sehr förderlichen Einfluß aus. Er äußerte sich darüber später: „Wie ich nun einmal von Natur und vom Schicksal zum Schuldienste bestimmt war und Andere unterweisen sollte, ehe ich selbst etwas Tüchtiges gelernt hatte, so wurde ich auch hier von meinen jungen Freunden angegangen, das, was ich ihnen in vertrauten Gesprächen auseinandergesetzt hatte, auf's Papier zu bringen und herauszugeben. Auf solche zufällige Weise entstanden also, mehr aus jugendlichem Eifer, als nach reiflicher Ueberlegung und Durcharbeitung der Sache, meine Bücher über die Rhetorik und Dialektik." Als ein vierzehnjähriger Student betrat er die erste Stufe einer akademischen Lehrlaufbahn: er bestand das sogenannte Baccalaureats-Examen auf das Rühmlichste; ein Jahr darauf erlaubte er sich, um die Magisterwürde bei der philosophischen Fakultät einzukommen. Letztere beschied ihn jedoch abschlägig, weil sich dieser Ehrentitel mit einem so kindlichen Ansehen nicht vertrage; insgeheim scheint auch die Eifersucht der Herren Professoren mitgewirkt zu haben. Melanchthon fühlte sich anfangs wohl recht gekränkt, sah jedoch die Sache bald ruhig an, wie aus folgender Stelle eines Schreibens hervorgeht: „Es ist zuweilen sehr gut, wenn jungen Menschen nicht alle Wünsche befriedigt werden. Das habe ich zu Heidelberg erfahren. Statt daß mich die Verweigerung des Magistertitels niedergeschlagen hätte, wurde ich nur desto mehr zum Fleiße ermuntert." Immerhin mag diese Erfahrung hauptsächlich dazu beigetragen haben, daß er sich nach einer andern Universität umsah: denn daß er in Folge mehrerer Fieberanfälle das Heidelberger Klima hätte wechseln wollen, war vielleicht mehr eine Ausrede der innern Verstimmung.

Im Herbste des Jahres 1512 siedelte Melanchthon nach Tübingen über, wo etliche Jahrzehnte zuvor eine Hochschule durch den frommen Eberhard im Bart gestiftet worden war. Morgenröthlich regte sich daselbst der Geist der neuen Zeit. Es wirkten auf den Kathedern etliche tüchtige Schüler Reuchlins und pflegten besonders die griechische Sprache mit Liebe und Geschmack. Bereits wurden die philologischen Studien auch zu Gunsten der Schrifterklärung aus dem hebräischen und griechischen Urtext ausgebeutet. In der Philosophie rang die freiere Richtung lebenskräftig gegen das todte Formen- und Formelnwesen der mittelalterlichen Theologie oder Scholastik. In dieser frischeren Atmosphäre athmete die Brust des Jünglings tief und weit auf. Sein seltener Wissensdurst trieb ihn nicht allein in die philologischen Vorlesungen, obgleich in diese vorzugsweise, sondern er hörte fast alle Fakultäten durch: Mathematik, Astronomie, Jurisprudenz, Medicin, Philosophie und Theologie. Es sammelte sich zu Tübingen eine staunenswerthe Masse von Kenntnissen in seinem Kopfe an und ordnete sich darin kraft der ihm eigenthümlichen Klarheit. Im Jahre 1514 erlangte Melanchthon auch wirklich die Magisterwürde und alsbald, also 17 Jahre alt, begann er als Docent aufzutreten. Er las über verschiedene römische und griechische Schriftsteller, er stiftete und leitete eine Gesellschaft zur Wiedereinführung einer reinern Latinität und der griechischen Sprache, er gab ein großes Geschichtswerk in verbesserter Auflage heraus, er schrieb und veröffentlichte eine griechische Grammatik. Sein Name durchflog schnell die Gelehrtenwelt. Schon 1516 schreibt Erasmus von ihm: „Mein Gott, zu welchen Hoffnungen berechtigt der noch dem Jünglings-, ja fast dem Knabenalter angehörende Melanchthon, der in der Kenntniß beider Sprachen beinahe gleich hoch steht! Welcher Scharfsinn im Beweisen, welche Reinheit und Eleganz des Ausdrucks findet sich bei ihm! Welche seltene und umfassende Kenntniß, welche vielfache Belesenheit, welche Zartheit und außerordentliche Feinheit des Geistes!"

Der spätern Hauptbestimmung seines Lebens, der Mitarbeit am Werke der Reformation, brachten Melanchthon zu Tübingen besonders zwei bedeutsame Ereignisse näher. Reuchlin schenkte

ihm ein griechisches Testament. Welchen Eindruck mußte der Blick darein auf eine Seele von solchem Wahrheitsdrange machen! Der beste Professor der Theologie zu Tübingen trug die Heilslehre in der Art vor, daß er die Verwandlung des heiligen Leibes Jesu in das Brod beim Abendmahl an die schwarze Tafel mit Kreide malte. Von diesen dürren Auen fühlte sich Melanchthon plötzlich an den Lebensquell versetzt. Er ließ das Buch nicht mehr von sich, trug es immer und überall bei sich, ebenso bei seinen Gängen in die Kirche, als bei denen in die Natur. Daß er auch während der Gottesdienste darin las, zog ihm zwar schwere Vorwürfe zu. Aber ist es zu verargen, wenn man erfährt, daß damals in den Predigten häufig nur Sätze der griechischen Weltweisen auf das Trockenste abgehandelt wurden oder ein andermal die Erbauung dem Beweise galt, daß der Holzschuh der Franziskaner von dem Baume der Erkenntniß im Paradiese verfertigt sei! Diese Gewohnheit, eine Bibel bei sich zu führen, behielt Melanchthon bis in sein hohes Alter. Und weil er immer an den Rand derselben Anmerkungen schrieb, welche ihm gelegenheitlich beifielen, so wußten seine Freunde sich nichts Besseres von ihm zu erbitten, als ein Exemplar der Bibel, das er eine Zeitlang mit sich herumgetragen hatte. Die erste Bekanntschaft mit dem Evangelium reifte sogleich in ihm die feste Ueberzeugung, daß zwischen dem kirchlichen Christenthum und dem biblischen Christenthum jedenfalls eine tiefe Kluft sich befestigt habe. Was zur Beseitigung dieser Kluft zu geschehen habe, daran dachte er damals ohne Zweifel noch nicht. — Das weitere Ereigniß von Bedeutung war, daß Melanchthon in einen Streit gezogen wurde, der sich zum großen Reformationskriege wie ein Blänklergefecht verhielt. Sein großer Gönner Reuchlin wurde zu jener Zeit in einen Ketzerprozeß verwickelt, der allgemeines Interesse erweckte und noch verdient.

Reuchlin hatte sich den römischen Finsterlingen durch seine Gelehrsamkeit längst verdächtig gemacht, besonders weil seine Forschungen im hebräischen Grundtext häufig der lateinischen Uebersetzung der Bibel, der Vulgata, welche göttliches Ansehen genoß, Irrthümer nachwiesen. Die Gelegenheit, sich gründlicher an den

aufgeklärten Frommen zu machen, war also eine erwünschte und fand sich nach Wunsch. Die Dominikanermönche zu Köln, die dümmsten und schlimmsten Eiferer für den krassesten Gewissensdruck der päbstlichen Kirche, verlangten vom Kaiser den Befehl, daß den Juden alle ihre Schriften ausser dem alten Testamente entrissen und verbrannt werden möchten, indem so Vieles gegen Christum darin stehe. Ein getaufter Jude aus Köln, Johann Pfefferkorn, führte den Reigen dieser Bewegung und entwickelte dabei eine ächt jüdische Betriebsamkeit. Er hetzte und schürte bei Volk und Obrigkeiten durch eine Reihe von Schriften, er ritt zu Kaiser Max in's Heerlager von Padua und wirkte von ihm durch seine bestechlichen Schreiber ein Mandat aus, kraft dessen alle Schriften der Juden auf die Rathhäuser gebracht, daselbst untersucht und, falls der Inhalt eine Schmähung wider das Christenthum aufwiese, verbrannt werden sollten. Zu einem der Untersuchungsrichter ersahen sich die Kölner den berühmtesten Hebräer aus: Pfefferkorn reiste nach Stuttgart zu Reuchlin und stellte ihm das Ansinnen, als ihr Helfershelfer mit an den Rhein zu kommen. Zuerst erschrack Reuchlin, ein Mann edler, vornehmer Haltung, über die scheußliche Gestalt des getauften Juden, sodann noch mehr über die unverschämte Zumuthung an ihn. Pfefferkorn ward abgewiesen, aber Reuchlin sollte keine Ruhe vor ihm erhalten. Die Kölner wußten es zu veranstalten, daß Reuchlin durch einen kaiserlichen Befehl zu einem Gutachten über den Handel bestellt wurde. Das Gutachten fiel natürlich gegen die Verfolger aus. Nun war Feuer im Dach: Reuchlin stand auf der Ketzerliste, sein Name wurde in Predigten und Schriften gebrandmarkt, seine Vertheidigung in Köln öffentlich verbrannt, die Sache vor das Tribunal des Papstes zu Rom gezogen. Allein allem Schnauben und Machiniren der Dominikaner zum Trotze war gegen Reuchlin keine Bannbulle zu erwirken, der Prozeß wurde vielmehr einfach niedergeschlagen. Papst Leo X. liebte halb und fürchtete halb den Geist des Fortschritts, der überall im Reiche sich auf's Entschiedenste Reuchlin's annahm und seine Jünger aus Anlaß dieses Kreuzzugs der Finsterlinge zu einer festen Partei zusammenschloß, „die Reuchlinisten.“ Das Blänkler-

gefecht endete thatsächlich mit einem Siege der freien Richtung: Dieß gab nicht wenig Muth zu weiteren Schlachten.

Melanchthon machte die Erfahrung, daß die Zeit in ihrem Schooße Aufgaben trage, die hinter dem Studierpulte hervor treiben. Er selbst betheiligte sich an dem Kampfe bis jetzt nur im Stillen: viele der Schreiben und Aufsätze Reuchlins zu seiner Vertheidigung giengen durch Melanchthons feilende Hand; der Verkehr zwischen dem „Vater" und dem „Sohne" wurde ein immer intimerer, bald war Reuchlin in Tübingen, bald Melanchthon in Stuttgart. Hier bildete das Haus Reuchlins ein „europäisches Museum:" die strebsamsten Geister der Zeit gaben sich darin Rendezvous: mit welchen Lichtfunken in der Seele mag oft der junge Docent durch die Wälder nach Tübingen heimgeritten sein!

Sechs Jahre hatte nun Melanchthon in Tübingen zugebracht, als er von Reuchlin 1518 die Nachricht erhielt, der Kurfürst Friedrich von Sachsen wünsche für die junge Universität Wittenberg einen Lehrer des Griechischen. Mit dieser Nachricht verband Reuchlin sogleich die Anfrage, ob er ihn empfehlen dürfe? Melanchthon ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen und die Empfehlung seines Gönners war so ehrenvoll, daß die förmliche Berufung auf dem Fuße folgte. Reuchlin sandte ihm dieselbe mit folgenden Worten: „Hier ist der Brief des gnädigsten Fürsten, mit eigener Hand unterzeichnet, in welchem er Dir die Stelle und seine Gunst verspricht. Ich will Dich jetzt keineswegs poëtisch anreden, aber wohl mit jener wahren, göttlichen Verheißung, welche dem gläubigen Abraham wurde: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will; und ich will dich zum großen Volke machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen und sollst ein Segen sein (1 Mos. 12). Dieß sagt mir der Geist, und diese Hoffnung habe ich von Dir, mein Philippus, mein Werk und mein Trost! Komm also frohen und fröhlichen Muthes! Dieß ist mein Rath. Sei herzhaft, kein Weib, sondern ein Mann! Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Nach wiederholtem Lesen dieses Briefes rief Melanch-

thon aus: Herr, dein Wille geschehe! Er empfieng zu Tübingen noch viele Beweise der lautersten Liebe und der Abschied wurde ihm noch so schwer, daß er ihn lieber schriftlich als mündlich bei sämmtlichen Freunden abmachte. Am schwersten geschah ihm aber das Scheiden von Reuchlin in Stuttgart, als hätte er geahnt, daß er den theuren Mann hienieden nicht wieder sehen sollte.

---

3) Melanchthon neben Luther.

Und es verband sich das Herz Jonathans mit dem Herzen Davids, und Jonathan gewann ihn lieb, wie sein eigenes Herz. 1 Sam, 18, 1.

Als Melanchthon am 25. August 1818 zu Wittenberg anlangte, war der erste Professor der Hochschule, der ihm zu Gesicht kam, Doctor Martin Luther. Fast war es bereits ein Jahr, daß dieser kühne Augustiner seine 95 Thesen gegen den Ablaß an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte: der große Krieg gegen Rom, zu dem diese Hammerschläge das Signal gegeben hatten, war bereits ausgebrochen. Aber so viel dem Vorkämpfer von Gelehrten und Ungelehrten zugejubelt wurde, er stand im Grunde doch noch allein auf dem Felde, den Herrn bittend, Arbeiter in seine Ernte zu senden. Sobald Luther den jungen, schmächtigen Ankömmling mit den leuchtenden Augen und der großen Ader auf hoher Stirne kennen lernte, sobald durchzuckte ihn die Ahnung, der Herr habe sein Flehen erhört.

Am 29. August hielt Melanchthon seine Antrittsrede über die Verbesserung der Studien der Jugend. Er erklärte das für sein Hauptziel, der begonnenen Wiederherstellung der Wissenschaften nach Kräften unter die Arme zu greifen, und verspricht sich von ihrer Pflege den größten Segen für Kirche und Staat. Ohne eine gründliche philologische und philosophische Bildung stehe alle Bildung auf hohlem Boden. Niemals hätte namentlich auch das religiöse Leben so tief verfallen können, wenn man das Christenthum nicht nur aus den trüben und schlammigen Kanälen lateinischer Glossen geschöpft hätte. Vermöge man dagegen die heilige Schrift selbst in der Ursprache zu lesen, so werde dieß das beste Heilmittel gegen das Kränkeln am Unglauben und Aberglauben sein, so werde die geistliche Erkenntniß bald zur Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit und die Kirche zu mehr

Eintracht führen. Darum frisch und ohne Zaudern an's Werk, so wird in Kurzem das deutsche Vaterland in neuem Frühlingsglanze strahlen! —

Es blitzte durch diese Rede die Verschwisterung des Glaubens mit der Wissenschaft in der Reformation. Luthers Freude war außerordentlich. Er schrieb sogleich an Spalatin, den Hofkaplan des Kurfürsten: „Melanchthon hat den vierten Tag nach seiner Ankunft eine grundgelehrte und überaus schöne und feine Rede zum großen Vergnügen und zur Verwunderung des ganzen Auditoriums gehalten, so daß er nun gar keiner Empfehlung von Deiner Seite mehr bedarf. Von seiner äußerlichen Gestalt und seinem Ansehen haben wir bald abgesehen, achten uns glücklich, daß wir ihn besitzen, und verwundern uns über seine großen Gaben. Auch lassen wir dem durchlauchtigsten Fürsten durch Dich unsern Dank abstatten; aber darauf laß jetzt Deine Sorge gerichtet sein, daß Du ihn unsrem Fürsten auf's Angelegentlichste empfiehlst. Ich begehre durchaus keines andern Lehrers im Griechischen, so lange dieser Mann uns erhalten bleibt. Nur Eine Besorgniß habe ich, nämlich: er möchte bei seiner zarten Leibesbeschaffenheit unsere Lebensweise nicht recht vertragen können; ferner höre ich, er sei mit einem gar zu geringen Gehalt angestellt worden, so daß sich die ohnedieß prahlerischen Leipziger mit der Hoffnung schmeicheln, es werde ihnen gelingen, ihn uns um so eher zu entführen; denn er wurde schon früher von ihnen begehrt, ehe er noch zu uns gekommen.“ (Dieß war auf der Durchreise von Tübingen nach Wittenberg geschehen.) Mehrere Tage darnach fuhr Luther fort: „Philippum laß Dir bestens empfohlen sein; er ist ein vollkommener Grieche, grundgelehrt, freundlich und leutselig; hat sein Auditorium gedrängt voll, und macht, daß sich insonderheit alle Theologen, hohe, mittlere und niedrige, auf das Griechische legen.“ Welche Liebe zu Melanchthon und welche Hingabe an die Sache der Wahrheit gehörte dazu, daß Luther den Triumphen des jungen Collega so seelenvergnügt zujauchzte. Unter den Gebildeten aller Klassen und Professoren aller Fakultäten, welche den Vorlesungen Melanchthons zuströmten, saß häufig auch Bruder Martinus in gespann-

tester Aufmerksamkeit. Die Universität Wittenberg stieg bald von der Zahl 200 bis auf 2000 Studenten. Er las zunächst über Homer und den Brief an den Titus, übernahm aushilfsweise auch den Unterricht im Hebräischen und schriftstellerte daneben fruchtbar fort. Der Zauber seiner Wirksamkeit auf die Studentenwelt gründete sich vornehmlich auf den feinen Geschmack und das milde Licht seiner Darstellung, noch mehr ohne Zweifel auf den edlen Kern und Schmelz seiner Persönlichkeit. Luthers gigantisches Wesen war von dem evangelischen Liebreiz des gelehrten Jünglings ganz und gar hingenommen, als der persönliche Umgang zwischen beiden ein genauerer wurde. An Reuchlin schrieb er: „Unser Philipp Melanchthon ist ein wunderbarer Mensch, ja an dem sich fast nichts findet, was nicht übermenschlich wäre, mit mir jedoch höchst vertraut und befreundet.“ Auch sonst nannte er ihn seinen „herzlieben Philippus.“ Könnten wir die Gespräche mittheilen, in welchem sich der Feuergeist Luthers jetzt manchmal mit dem wunderzarten Geiste Melanchthons vergnügte! Die Adresse eines Einladungsbillets zum Abendessen lautet: „an Philipp Melanchthon, Schwarzerd, den Griechen, Lateiner, Hebräer, Deutschen, der niemals barbarisch spricht.“

Wie das Herz Melanchthons hinwiederum Luthern entgegenschlug, bezeugen uns manche seiner Briefe. An Oekolampad, den spätern Reformator von Basel, läßt er sich vernehmen: „An Martinus, der nun schon durch langen Umgang mit mir vertraut und bekannt ist, bewundere ich den lebendigen Geist, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit; seinen aufrichtigen und wahrhaft christlichen Sinn kann ich nicht anders als lieben.“ Einem andern Freunde schreibt er, wie er täglich an der Gestalt Luthers mit mehr Begeisterung hinaufsehen lerne: „Viel wunderbarer ist Martinus, als daß ich ihn mit Worten abbilden könnte. Ich weiß, wie sehr seinen Sokrates Alcibiades bewundert; ich bewundere diesen noch ganz anders, nemlich nach christlichem Sinne; denn so oft ich ihn betrachte, kommt er mir immer wieder größer vor.“ Als es sich darum handelte, ob er eine Berufung auf die Universität Ingolstadt annehmen sollte, kostete es Melanchthon kein weiteres Besinnen: „sterben will ich lieber, als mich von Luther hinwegreißen lassen;

selbst über mein Leben geht mir Martins Wohl, so daß für mich nichts betrübender sein könnte, als wenn ich seiner entbehren müßte."

Hängten sich die beiden Männer lebenslang mit solcher Innbrunst an einander? Nein, die erste Liebe, welche sich selbst nur hingeben, nicht auch sich selbst behaupten will, die erste Liebe blieb nicht, aber die Liebe blieb. Wir werden manchen Differenzen begegnen, in welchen die tiefe Differenz ihrer Naturen zu Tage kam, aber niemals einer kleinlichen, persönlichen Spannung: wir werden an ihrem Friedensband manchen Zahn nagen sehen, aber keinem gelang je der Riß: das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit für Eine heilige Sache von Gotteswegen bannte übermächtig den Ausbruch drohender Gewitter. Die Ueberzeugung wird sich auch im weitern Verlaufe des gegenseitigen Verhältnisses bei uns erhalten, daß es keinen erhabeneren Freundesbund in der Weltgeschichte giebt, als den zwischen Luther und Melanchthon.

Was waren die nächsten Folgen der Uebersiedlung nach Wittenberg für Melanchthon? Was waren die Früchte seines innigen Verkehrs mit Luther? Es konnte nicht ausbleiben, daß der werthe Philolog einen kräftigen Stoß nach dem Studium der Theologie bekam: es konnte ebensowenig ausbleiben, daß sein schüchternes, von Natur fast ängstliches Gemüth in der Nähe eines Heros, wie Luther, sich stählte. Beides stellte sich bald heraus. Luther hatte dem päpstlichen Legaten Miltiz in Altenburg versprochen, schweigen zu wollen, wenn seine Feinde gleichfalls schwiegen. Aber die Feinde schwiegen zu gutem Glücke nicht. Ein Professor der Theologie zu Ingolstadt, Dr. Eck, erwarb sich dieses Verdienst, indem er mit Dr. Karlstadt, einem Freunde Luthers, über die Lehre von der Gnade und dem freien Willen anband und fühlbar genug in seinen geharnischten Thesen eine Lanze gegen Luther selbst einlegte. Auf einer Disputation zu Leipzig sollte der Streit verhandelt werden. Luther und Melanchthon begleiteten Karlstadt. Vom 27. Juni bis zum 15. Juli 1519 wurde getagt. In den ersten acht Tagen disputirten Eck und Karlstadt, in der weitern Zeit maßen sich Eck und Luther. Letztere platzten auf einander über das Thema des päpstlichen Primats: Luther bewies aus der heiligen Schrift und

der Kirchengeschichte, daß der Papst nicht nach göttlichem Rechte das Oberhaupt der Christenheit sei. Melanchthon sollte als stiller Zuhörer zugegen sein. Doch konnte er's manchmal nicht lassen, seinem Freunde ein feines Wörtchen zuzuflüstern. Aufgebracht schrie Dr. Eck: „Schweig, Philippus, treibe Deine Sachen und störe mich nicht!" Eck sollte erfahren, was die Sachen Melanchthons seien. Der Letztere schrieb einen Bericht über die Disputation an Oekolampad, worin zwar mit keiner Silbe Dr. Eck verunglimpft, aber natürlich im wärmsten Tone Luther gerühmt wurde. Nichtsdestoweniger war Eck außer sich vor Wuth und veröffentlichte einen plumpen Ausfall gegen Melanchthon, mit dem es eigentlich unter der Würde eines Doctors der Theologie sei, sich in eine theologische Controverse einzulassen, da er nichts als ein Grammatiker sei, der etwas Latein und griechisch verstehe. Der Grammatiker arbeitete eine Vertheidigungsschrift aus: er giebt darin gerne zu, daß er nur ein gemeiner Christ sei, jedoch auch solche redeten ja wohl über gottselige Fragen mit einander, und die keinen Eckel vor theologischen Studien hätten, dürften sich wohl zuweilen mit solchen heiligen Ergötzlichkeiten erquicken. Sofort widerlegt er mit schlagender Gründlichkeit die falsche Anwendung der heiligen Schrift, wodurch die Römlinge den Primat des Papstes stützen wollten, entwickelt aus der Schrift die rechte Art, die Schrift zu lesen und anzuwenden, und gelangt sichern Schrittes zu dem Resultate, daß man mit eigenen Augen in der Schrift forschen und dieselbe höher stellen müsse, als die so vielfach sich widerstreitenden Ansichten der Kirchenväter. — Mit dieser Schrift war Melanchthon als Theolog und Bannerträger der Reformation vor aller Welt hervorgetreten. Der Eindruck bei sämmtlichen Gebildeten war so mächtig, daß Eck nicht wagen konnte, den Streit mit einem so überlegenen Gegner fortzusetzen: er räumte das Feld und flüchtete sich nach Rom, um von da mit andern Waffen wiederzukehren. Luther äußerte sich: „Ich komme auf Philippus, den mir kein Eck jemals verhaßt machen wird, und dessen Zeugniß ich in meiner Sache allezeit vor Jedermann höher, als sonst irgend eines achte. Dieses einzigen Mannes Urtheil und Gutbefinden ist mir viel lieber, als viele tausend

nichtswürdiger Ecken ihres. Und ich schäme mich nicht, obwohl Magister der Künste, der Weltweisheit und Theologie, und fast mit allen Eckischen Titeln geziert, meine Meinung zu verlassen, wenn dieses Grammatisten Sinn dawider steht. Welches ich oft gethan habe und noch thue wegen der göttlichen Gabe, welche Gott in dieses zerbrechliche Gefäß, ob es schon dem Eck verächtlich scheint, mit reichem Segen geleget. Philippum lobe ich nicht: er ist eine Kreatur und nichts, aber Gottes Werk preis ich in ihm."

Von Rom aus, wo Dr. Eck die Sache und die Männer der Reformation mit den dunkelsten Farben anschwärzte, erschien im August 1520 eine an alle Fürsten und Stände des Reiches gerichtete Schmährede wider Luther und seine Freunde: sie war die Vorläuferin der Bannbulle. Die Grobheit und Unwahrheit dieser Schrift, deren Verfasser sich Thomas Rhadinus auf dem Titelblatt nannte, empörte das sittliche Gefühl Melanchthons auf das tiefste. Er wandte sich in seiner Erwiderung ebenfalls an die Stände des Reichs und zog dießmal, wie noch nie, das Schwert des Geistes aus der Scheide seiner Gelehrsamkeit. Er erzählt den Hergang der kirchlichen Tragödie treulich und vertheidigt sofort Luther gegen den Vorwurf, als ob er auf die Zerstörung der christlichen Wahrheit und der Philosophie ausgienge. Nur die Entstellung der christlichen Wahrheit im Laufe der Jahrhunderte, von der Verwerfung der heiligen Schrift herrührend, und nur die unchristliche Seite der heidnischen Philosophie bekämpfe Luther, wahrhaft christliches Leben und Denken wolle er vielmehr an der Hand des Wortes zurückführen. Was mit dem Evangelium streite, müsse fallen, wenn es auch noch so lange bestanden hätte. Insonderheit beruhe das Papstthum auf durchaus ungöttlicher Grundlage und alle christlichen Fürsten mögen ihres hohen Berufes gedenken, der Kirche gegen die Macht des Antichrists Hülfe und Beistand angedeihen zu lassen. — Hält man diese Ansprache Melanchthons an die Stände des Reichs mit den beiden Schriften zusammen, welche um dieselbe Zeit Luther erscheinen ließ: an den christlichen Adel deutscher Nation und von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche: so bekommt

man einen Begriff davon, auf welcher hohen See der Geist der Reformation angelangt war. Luther selbst war in einer süßen Entzückung über die Gewalt und Kühnheit des Melanchthonischen Auftretens, er beugte sich vor dessen Gedankenwucht und hätte ihm gerne den Feldherrnstab im ausgebrochenen Kriege abgetreten. Folgende Briefstellen lassen in der Seele Luthers lesen. „— So hat Philippus geantwortet, daß es uns Allen ein Wunder war, wie es denn auch wirklich ist. Wenn Christus es will, so wird jener mehr als viele Martine leisten, des Teufels und der scholastischen Theologie mächtigster Feind, er kennt ihre Trügereien, zugleich aber auch Christi Felsen, d'rum wird er's mächtig können. Amen." — „Vielleicht bin ich der Vorläufer Philipps, dem ich nach Art des Elias den Weg bereiten soll im Geist und in der Kraft, um in Bestürzung zu bringen Israel und Ahabs Diener." — (An Melanchthon selber.) „Mich wirst du sicherlich, wenn auch als ungeübten Soldaten, zum Gehülfen haben. Auch wird es mich nicht gereuen, unter einem solchen Anführer zu streiten und den schweren Kriegsdienst zu üben. Wer möchte nicht wünschen, unter dem zu fechten, der zur theologischen Wissenschaft einen solchen Geist, eine so vielfache Gelehrsamkeit mitgebracht hat, der die Naturwissenschaften, da er schon so viele Jahre in den medicinischen Schulen geschwitzt, so inne hat, der alle Sprüche der Philosophie bis auf den Nagel weiß."

Melanchthon arbeitete sich um jene Zeit mit dem wärmsten Eifer in die Bibel hinein. Er erklärte den Brief Pauli an die Römer und das Evangelium Matthäi, auch etliche Bücher des alten Testaments. Luther gab diese Erklärungen oder Commentare zum Theil ungefragt in den Druck. Wie das Bibelstudium auf Melanchthon wirkte, bezeugt sein Wort an einen Freund: „Ich lebe ganz in der heiligen Schrift. Sie flößt dem Geiste, der sich mit ihr beschäftigt, ein wunderbares Vergnügen, ja eine himmlische Ambrosia ein." Um seiner theologischen Verdienste willen wurde er 1519 zum Baccalaureus der Theologie ernannt und mit einem Gehalt von 100 Gulden in die theologische Fakultät aufgenommen. Zur Annahme des Doctorhutes konnter der bescheidene Mann zeitlebens nicht bewogen werden. Er

brauchte ihn auch nicht; Luther bezeugte dieß mit dem Ausspruch: „Was wir wissen in den Wissenschaften, das danken wir Philipp. Er ist zwar ein schlechter Magister, aber auch ein Doctor über alle Doctores.“ Ueberdem wurde seiner außerordentlichen Lehrwirksamkeit ein Ehrenkranz in dem Titel aufgesetzt, den ihm keine Fakultät verleihen konnte, wohl aber die ganze Mitwelt verlieh und die Nachwelt erhielt: „**Praeceptor Germariae**,“ der Lehrmeister Deutschlands.

---

4) Melanchthons häusliches Leben.

1. Wohl dem, der den Herrn fürchtet, und auf seinen Wegen gehet. 2. Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut. 3. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um den Tisch her. 4. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. 5. Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Lebenlang. 6. Und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel! Psalm 128.

Luther wollte, sein Freund möge heirathen, und hatte dabei ein zwiefaches Anliegen. Melanchthon bedurfte dringend einer sorgsamen, liebreichen Pflege, wie eine solche doch nur die Gattin dem Gatten kann angedeihen lassen. Dem ehrlichen Schwaben mundete namentlich auch die sächsische Küche beschwerlich; Wittenberg mußte sich die Klage gefallen lassen: „es ist zu erbarmen, wir haben in diesem armen, elenden Nest keinen rechten Victum; ist nichts Guts zu bekommen, und wenn man schon Etwas hat, so kocht man's nicht recht; es ist alles barbarisch." Ferner bangte Luther manchmal, Melanchthon könnte doch einmal eine Berufung anderswohin annehmen, und er hoffte, die Gründung eines Familienherdes werde diese Gefahr wesentlich vermindern. Auch andere Freunde betrieben die Sache. Allein Melanchthon bezeigte zunächst wenig Lust. „Man bittet mich," schreibt er, „mich zu vermählen und hält das für eine Verbesserung meiner Lage. Wüßte ich, daß ich dadurch nicht in meinen Arbeiten und Studieren gestört würde, so könnte ich mich leicht dazu entschließen. Vor der Hand aber wird es unterbleiben. Ich habe viele junge Männer gekannt, welche ein thätiges, geschäftsvolles Leben versprachen, durch ihre Verehlichung aber in Familienangelegenheiten verwickelt wurden und die schönen Erwartungen täuschten." Al-

lein der Herr Magister wußte nicht Alles, es unterblieb vor der Hand nicht. Der ansehnliche Bürgermeister zu Wittenberg, Hieronymus Krapp, hatte ein Töchterlein Katharine, und diese warf dem gelehrten Professor seine tiefdurchdachten Bedenken ohne allen Beweis über den Haufen. Er verlobte sich mit der ehrbaren Jungfrau den 18. August 1520 und führte sie den 26. November darauf zum Traualtar. Seine Vorlesungen mußten nun freilich am Hochzeitstage eingestellt werden, allein er machte gute Miene zum bösen Spiel und setzte an die Thüre des Collegsaales für seine Studenten den Vers:

„Fröhlich und gern ruht aus von den Studien heute Philippus,
Pauli heilige Lehr' trägt er Euch heute nicht vor!"

Seine Bekehrung zum Ehstande wurde im Ehstande eine immer gründlichere. Bald hernach schreibt er: „Ich habe alle Gründe erwogen, welche dabei in Ueberlegung kommen mußten, und bin dem Rathe meiner Freunde gefolgt. Ich hasse die menschenfeindlichen Gesinnungen, nach welchen Manche eine gewisse Ehre und Weisheit darin suchen, wenn sie das weibliche Geschlecht verachten und sich dem Ehestande entziehen. Mag das weibliche Geschlecht seine Schwachheiten haben, auch die Männer haben die ihrigen. Wir wollen es ehren, schützen und verbessern, und, wenn wir mehr Stärke und Kraft besitzen, den Beweis hievon dadurch geben, daß wir sie fördern, nicht daß wir sie hintansetzen." Was die Erwägung aller Gründe betrifft, von der Melanchthon spricht, so mögen sie vorzüglich in dem Eindrucke gesteckt haben, den er von Katharina bekam und noch später mit dem Worte bezeugt: „Sie ist eine Person, wie ich sie nur von Gott erbitten konnte." Einem andern Freunde schrieb er, seine Frau wäre eines bessern Mannes würdig. Da jedoch der Mann selber seine Frau nicht weitläufig loben soll, hat Melanchthon eine Schilderung Katharinen's seinem Freunde Camerarius, der wie kein Anderer im Hause Philipps zu Hause war, überlassen: „Sie war eine sehr fromme Frau, die ihren Mann auf's Innigste liebte, eine geschäftige und überaus fleißige Hausmutter, freigebig und wohlthätig gegen Alle, für die Armen

in solcher Weise besorgt, daß sie beim Austheilen von Gaben ohne Unterschied, nicht bloß ihres Vermögens und ihrer Kräfte vergaß, sondern auch bei Andern zuweilen sich mit Inständigkeit und fast ungestümer Fürbitte für sie verwendete. Die höchste Unbescholtenheit des Lebens und der Sitten war ihr eigen, und bei der beständigen Sorge für Frömmigkeit und Ehrbarkeit gab sie nichts auf kostbare Mahlzeiten und vornehme Kleidung."

Philippus gewann immer höhere Vorstellungen von der Ehe und weiß von ihr in seiner Postille aus Anlaß der Hochzeit zu Kana gar erbaulich zu reden. In die Liebe der beiden Geschlechter habe Gott große Geheimnisse gelegt: Er habe den Bund zweier Personen gestiftet und segne denselben mit Nachkommenschaft, um damit eine kleine Kirche zu bilden, in der Er gemeinschaftlich verherrlicht werden solle. Eine völlige Erkenntniß der göttlichen Absichten bleibe auch in diesem Punkte für's ewige Leben vorbehalten. — Er glaubte dem Ernste des Gegenstands auch durch einen Scherz nicht zu schaden. So erzählt er, von der Macht der Liebe handelnd, folgende zwei Anekdoten. Ein Eremit kam mit seinem Sohne, der bisher in der Wildniß aufgewachsen war, zum ersten Mal in eine Stadt. Als ihnen auf der Straße Mädchen begegneten, fragte der Junge: „Ei, Vater, was sind das für Thiere?" Dem Vater fiel das lebendige Interesse der Frage unangenehm auf und er antwortete: „Es sind Gänse." Da rief der Sohn: „Ach, hätten wir doch auch solche Gänse!" Die andere Geschichte brachte Melanchthon in lateinische Verse, die zu deutsch ungefähr so lauten:

Hob ihr Auge dereinst ein Mädchen, lieblich zu schauen,
    An eines Jünglings Gestalt rankte der träumende Blick.
„Ei, so schaue hinab, es ziemt der züchtigen Jungfrau
    Erdwärts zu senken den Blick" — also der Jüngling ihr rieth.
„Nein, mein Freund, nicht uns, Euch Männern geziemt dieß,
    Denn aus Erden erschuf Euch des Allmächtigen Hand:
Aber vom Manne hinweg ward unser Wesen genommen,
    Heimweh ziehet den Blick uns in das Auge des Mannes!"

Wer in einer Postille derartiges einflicht, dem hat der Humor im geselligen Leben gewiß nicht gefehlt. Er erlaubte sich

freilich nicht viele geselligen Freuden. Denn kein Arbeiter im Weinberg des Herrn hat wohl je die Zeit gewissenhafter ausgenützt als Melanchthon: auch das häusliche Leben durfte ihm keinen Hemmschuh einlegen. Gerade in dem Jahre seiner Verehlichung schwoll sein Geschäftskreis immer mehr an und er schrieb: „Ich hasse jedes Selbstlob. Aber wenn Arbeitsamkeit Lob verdient, so möchte ich mich fast dieß Jahr einigermaßen selbst loben. An meinem guten Willen hat es wenigstens nicht gelegen, wenn eine Stunde verschwendet worden ist. Ich kann gar nicht begreifen, wie manche Menschen auf einen Groschen sein können, den sie doch wieder erhalten können. Aber die Zeit kann man nie wieder bekommen." Er stand alle Morgen um zwei Uhr auf und arbeitete anhaltend fort, bis Berufsgeschäfte ihn unterbrachen. Wie wären ohne diesen fast übermenschlichen Fleiß die ungeheuern Leistungen des Gelehrten zu erklären? Aber wie hätte er auch diesen Fleiß ausgehalten, wenn er nicht die nüchternste Lebensweise eingehalten hätte? Luther lag seiner Frau oft an, sie möge ihren Eheherrn doch mit recht guter Kost pflegen. Auch Kurfürst Friedrich der Weise schrieb ihm, er möge bei seiner so gründlichen Beschäftigung mit den Briefen des Apostels Paulus sich auch dessen Mahnung gesagt sein lassen: Wartet des Leibes! Frau Katharine scheint sich alle Mühe gegeben zu haben, denn Melanchthon klagt, sie glaube immer, er sterbe Hungers, wenn er nicht „vollgestopft sei wie eine Wurst." Er aß den Tag über gewöhnlich nur Einmal: kleine Fische, Suppe, Gemüse und Eier waren seine Lieblingsspeisen, das Fleisch pflegte er schon zu Tübingen mit der Suppe seines Nachbars zu vertauschen. Vor Schlafengehen, was um neun Uhr Abends geschah, indem er dem Schlafe vor Mitternacht ungemein viel Werth beimaß, trank er ein Glas guten, schweren Weines, der ihm zumeist von den Freunden am Rhein zufloß. Also konnte auch in dieser Beziehung von einer Neigung zu Gastmählern keine Rede sein. Nichtsdestoweniger spannte sich Melanchthon manchmal gerne aus, lud Freunde zu sich ein oder nahm ihre Einladung an. Und so genügsam er auch bei solchen Anlässen blieb, so heiter konnte er doch sein. Er offenbart sich darüber gleichfalls in seiner

Postille: „Ehrbare Männer finden an ehrbaren Gastmahlen Wohlgefallen, um die Freundschaft zu erneuern und zu erhalten. Es giebt Einige, die nicht zu Mahlzeiten bei ihren Freunden kommen wollen, wenn sie schon eingeladen werden. Solche sind Timonsseelen und Menschenhasser, welche damit beweisen, daß sie viel mehr im Gefängnisse, als im Umgange guter Leute leben sollten." — „Es ist mir überaus lästig, wenn Einige bei Tische sitzen, die nur auf Andere gespannt hinblicken oder heimlich sich unterreden, gleichsam wie Kundschafter, darauf lauernd, ob sie irgend eine gefallene Aeußerung bösartig deuten und nacherzählen können. Manche geben sich damit die Miene der Weisheit, aber es ist Unbildung. — Was ist das Leben ohne gegenseitigen Gedankenaustausch? Wollt Ihr Menschen seyn, so lebt wie Menschen! Irenäus berichtet, Polykarp habe oft eine Aeußerung von Johannes angeführt: wie holdselig war die Unterhaltung Jesu mit den Menschen!"

So gesprächig daher Melanchthon über Tisch zu seyn pflegte, so vielerlei er aus dem Schatze seiner vielseitigen Bekanntschaften mittheilte und auch einen Witz eingleiten zu lassen liebte, so lag doch eine Weihe auf seiner Person, wodurch jeder unanständigen Rede Schloß und Riegel vorgeschoben war. Er sagt uns, daß er sich oft den Vers vorhalte: „Keusch ist Gottes Gemüth, verehret ihn keuschen Gemüthes!" Die Jugend zur Keuschheit zu ermahnen, hielt er fortwährend an: „Darauf richtet Euer Flehen und Seufzen, daß der Herr den Versucher von Euch treibe und Eure Herzen rein bewahre!"

Die liebste Erholung suchte und fand Melanchthon im Schooße seiner Familie. Seine Frau hatte ihm vier Kinder geboren: Anna, Philippus, Georg und Magdalena. Waren ihm schon fremde Kinder die süßeste Waide, wie wonnig athmete seine Seele im eigenen Kinderkreis auf! „Der Gedanke," drückt er sich einmal aus, „Kinder zu haben, ist lieblich und wichtig zugleich. Das erste: denn ich weiß mir nichts Erfreulicheres zu denken, als wenn ich junge, reine Seelen um mich sehe, die mit mir so nahe verwandt sind. Das zweite: denn was hat wohl mehr Verantwortung auf sich, als die Erziehung der Kinder zur

Gottesfurcht und Tugend? Wenn ich mir das vorstelle, so denke ich mir die Ehe als eine der edelsten und herrlichsten Verbindungen auf Erden." Die Seinigen bildeten ihm ein Kirchlein Gottes, in das er sich unter manchem Druck flüchtete, aus dem er nie ohne Erquickung schied. Er war in diesem Kirchlein der Priester, dem das Gebet und die Betrachtung des Wortes Gottes zum wahren Lebensbedürfniß geworden war, den es daher auch innigst freute, daß seine Frau und Kinder gleichfalls den Herrn von ganzem Herzen liebten. Sein Morgengebet ist uns aufbewahrt und lautet in der kürzern Form: „Allmächtiger, ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, Schöpfer Himmels und der Erde und der Menschen, zugleich mit deinem Sohne, unsrem Herrn Jesu Christo, deinem Worte und Ebenbilde, und mit deinem heiligen Geiste: erbarme dich unser und vergieb uns unsere Sünden um deines Sohnes willen, den du nach wunderbarem Rathschluß zum Mittler gemacht hast, und heilige und regiere uns mit deinem heiligen Geiste, der ausgegossen worden über die Apostel; verleihe uns, daß wir dich wahrhaft erkennen und preisen in alle Ewigkeit! Amen." Was hierauf geschah, liegt in dem Rathe ausgesprochen, den er seinen Zuhörern gab: „Immer müßt Ihr des Morgens, wenn Ihr ein Gebet gesprochen und ein Kapitel aus der Bibel gelesen habt, in den Kalender sehen, nicht nur, daß Ihr an den Wechsel der Zeiten denkt, sondern vielmehr, damit Ihr Erinnerungen habt an irgend einen Theil der Kirchengeschichte. Wir haben neulich den Namenstag des Polykarp gehabt, und heute ist der des Basilius. Wir müssen aber die Entwicklung der Kirche aller Zeiten wissen, sowie auch die Kämpfe der alten Lehrer, durch welche wir die Lehre, welche in der Kirche erschallt, empfangen haben." Bei den Mahlzeiten wurde außer dem Tischgebet das apostolische Glaubensbekenntniß von den Kindern gesprochen, wie er selbst dasselbe dreimal den Tag über für sich sprach und großen Werth hierauf legte: ohne Zweifel, weil dieses Symbolum das gemeinsame Bekenntniß aller christlichen Gemeinden bildet und hiedurch in die Gemeinschaft der Heiligen hineinführt, der sein Glauben und Sehnen zugehörte. Selbst an den Wänden der Melanchthoni-

schen Wohnstube scheinen Sprüche der heiligen Schrift gestanden und ein Zeugniß vom Geiste dieses Hauses abgelegt zu haben. Wir könnten dies auch aus einer Ermahnung an seine Zuhörer schließen: „Ihr müßt mit vielen Stellen des Worts gerüstet seyn, damit Ihr in der gläubigen Beistimmung stark werdet. Ihr solltet an den Wänden solche Texte geschrieben haben, um oft darnach hinzuschauen, weil wir täglich Sprüche der Art brauchen. Ich habe dies durch die That erfahren.“ Demgemäß trug der Hausherr auch immer eine Gedenktafel mit Sprüchen bei sich, unter denen besonders Johanneische Verse die Leuchte seines Herzens und ein Licht auf seinen Wegen aufstecken sollten: „Meine Schaafe hören meine Stimme, und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.“ — „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.“ —

Melanchthon drang so sehr auf eine solche Bewahrung durch die Kräfte des Worts, weil er vom Umhergehen des Teufels und von seinen tausenderlei Arten zu suchen, wen er verschlinge, eine sehr tiefgehende, oft geäußerte Vorstellung hatte. Er räth in seiner Postille, die persönliche Macht des Bösen sich ja nicht verflüchtigen zu lassen: „Imaginirt Euch den Teufel also, als wenn ein armes kindtlein auf der gassen gefallen were, und ein starker großer Mann über die gassen lief, und trett das arme kleine kindtlein mit fußen, trett ihm ein arm oder schenkel ab, und hette seine freud an dem schaden der armen kinder.“ In diesem ernsten Worte lächelt uns, wie so oft in seinen Schriften, die wunderbare Kindlichkeit des universellsten Gelehrten, den Deutschland wohl je gehabt, charakteristisch an.

Wie hold ergieng sich diese Kindlichkeit in der Kinderstube! Oft fuhr er darein, gleichsam ins Helle, aus der Arbeitsgrube seiner Studien, diesem tiefen, weiten Bergwerk. Da kommt eines Tages ein französischer Gelehrter angefahren, um den Lehrmeister Deutschlands kennen zu lernen: er läßt sich anmelden und wird in die Familienstube gewiesen: da sitzt Melanchthon in höchst eigener Person, in der einen Hand das Wiegenband, an dem er sein Kind einlullt, in

der andern Hand ein Buch haltend. Der französische Gelehrte war über die Maaßen erstaunt. Vielleicht dachte Philippus daran, als er in seiner Postille schrieb: „Siehe, wenn wir Kinder haben, küssen wir sie; wie stellen wir uns so närrisch! Wenn das ein Stoikus sieht, möchte er's tadeln oder wenigstens denken: was ist das für ein Geck? Bekannt ist das Beispiel des Agesilaus. Ein Fürst kam einst zu ihm, als er schon Greis war und eben mit seinem Sohne Archidamus spielte. Der alte Vater ritt mit dem Sohne auf dem Stocke und lehrte den Sohn auf dem Stocke reiten. Da jener nun plötzlich dazu kam, sagte Agesilaus: Ich bitte Dich, sage Niemanden Etwas, bis Du selbst Söhne haben wirst. Er deutete damit an, daß die Zuneigung, welche der Vater gegen seine Kinder hat, sich nicht von Andern fordern lasse." — Ein ander Mal sitzt er des Morgens mit heißen Thränen über den Unfrieden der Kirche da: hüpft seine kleine Anna daher, schmiegt sich an ihn und wischt ihm mit dem Schürzchen die Thränen aus den Augen. „Diese Theilnahme gieng mir so zu Herzen, daß ich mir nicht mehr trostlos vorkam." — Wiederum blieb einst seiner Töchterlein eines allzulange von Hause weg. Als er sie nun mit neckischer Freundlichkeit fragte, was sie denn der Mutter, wenn diese zanken werde, erwiedern wolle, antwortete das Mädchen: nichts. Ob diesem Nichts des Kindes war der Vater höchlich vergnügt und es galt ihm als ein Musterwort, wenn er von seinen Feinden vielfach geschmäht wurde. —

Welche Kräfte die Seele Melanchthons aus der Freude an Kindern einsog, läßt sich aus einem spätern Anlaß, außerhalb des eigenen Hauses, wahrnehmen. Unter schweren Zeitläuften saßen die Reformatoren zu Torgau im Pfarrhause, die unumgänglich festzuhaltenden Artikel des evangelischen Glaubens festzustellen. Dazwischen hinein ward Melanchthon durch einen Boten abgerufen und verließ das Zimmer, tief aufseufzend. Als er wieder ins Pfarrhaus zurückkam, traf er die Pfarrfamilie in der Stube: die kleinern Kinder bekamen zu essen und trinken, die größern wurden unterrichtet. Als Herr Philippus solches sieht, steht er eine Weile stille, sieht und hört mit großer Lust

und Verwunderung, wie die Kindlein mit stammelnder Zunge beten und gedenkt an das Psalmwort: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zugerichtet. Besonders bewegt ihn, daß des Kapellans Weib zugleich ein Kind nährt, das andere unterrichtet und mit den Händen eine häusliche Arbeit ausrichtet. Wie solches Philippus sieht, ruft er aus: ach welch heiliges und Gott angenehmes Werk! Er geht wieder hinein zu den Theologen fröhlich und getrost. Luther fragt ihn, warum er so freudig hereinkäme, da er so traurig hinausgegangen? Darauf erwiederte Melanchthon: meine lieben Herren, laßt uns nicht so kleinmüthig seyn; jetzt habe ich gesehen die, so für uns kämpfen werden, die uns beschützen, die Euch wider alle Gewalt unüberwindlich seyn und bleiben werden. — Luther fragt, wer denn diese starken Helden wären? Philippus antwortete: unseres Pfarrherrn und der Kapellanen Weiber und kleinen Kindlein, welcher Gebet jetzt angehört ist, das Gott nicht unerhört lassen wird, wie denn auch bisher der getreue Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi solch ihr Gebet nicht verachtet hat. — Das gab Allen große Freudigkeit und der Ausgang bewies, daß Glaube und Gebet allezeit den Sieg davontragen." —

Wir werden später vernehmen, wie er noch als Greis mit seinen Enkeln sich vergnügte. Freilich kehrte auch das liebe Kreuz in seinem Hausstande reichlich ein. Das zweite Söhnlein, Georg, das Herzblatt des Vaters, wurde gar frühe in den himmlischen Garten verpflanzt. „Nichts ist mir," schreibt er, „jemals theurer gewesen im Leben, als dieser Knabe. Es leuchteten aus ihm außerordentliche Geistesgaben hervor. Welche Wunde mir sein Verlust geschlagen, das kann ich nicht mit Worten beschreiben." Er schlug nach seinem Verscheiden die Bibel auf und seine Augen fielen auf den Spruch: „Ps. 100, 3. Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst." Diesen Spruch hielt er sich und Freunden von da an häufig zum Troste vor. Auch anderes Leid in der Erziehung und Versorgung seiner Kinder, überdem Krankheiten und schmerzlichste Kränkungen sollten ihm nicht erspart werden. Treten wir mit ihm in den Lebensabend hinein, werden wir darauf zurückschauen, soweit uns nicht schon unterwegs davon begegnet.

Bei unsrem diesmaligen Besuch in Melanchthons Haus wollen wir noch seinem treuen Diener die Hand drücken, der ihm, wie Eliefer dem Abraham, zur Seite stand. Er war ein geborener Schwabe und hieß Johannes Koch. In dem Programm, worin Melanchthon den Heimgang desselben anzeigte, schrieb er: „mein Diener Johannes hat 34 Jahre mit mir verlebt. Er wurde am Neckar geboren und war ein gottesfürchtiger, ehrlicher, wahrhaftiger, dienstfertiger und keuscher Mensch. Sein Tagewerk theilte er in Gebet und Lesen der heiligen Schrift, Erziehung und Unterweisung meiner Kinder, und endlich die Besorgung meines Hauswesens. Er hat alle meine Unternehmungen und Erfahrungen in Lust und Leid, meines Lebens Arbeiten und Trübsale treulichst mitgemacht. Niemals änderten ihn des Schicksals wechselnde Loose." Ein besonderes Verdienst scheint er sich mit seinem ökonomischen Verständniß um die Familie Melanchthons erworben zu haben. Denn die Unbekümmertheit der Herrschaft um irdischen Besitz artete, wenn auch in der edelsten Form, nemlich in Form der Freigebigkeit, wirklich aus. In Folge hievon entstanden oft ernstliche Verlegenheiten und der Ehmann mußte im vierten Jahre nach seiner Verheirathung beklagen, daß er es noch nicht dahin gebracht, seiner Frau auch nur Ein Kleid angeschafft zu haben. Wenn gleich Philippus auch vor den leiblichen Gaben Gottes eine solche Ehrfurcht hatte, daß er gleich seinen Eltern ein Stückchen Brod, das auf der Erde lag, aufhob und küßte, so kannte er doch im Herschenken gar kein Maaß, und ließ sich oft arg mißbrauchen. Da Frau Katharine trotz all ihrer übrigen Aengstlichkeit, womit sie ihren Mann, ebenfalls ängstlichen Gemüths, in eine rechte Schule der Prüfung nahm, auf diesen Punkt gerade so gleichgültig, wenn nicht nachlässig war, so war das wache Auge und die zusammenhaltende Hand von Johannes doppelt angelegt. Er war so, was man heißt, das Factotum des Hauses und Melanchthon adressirte an ihn: an meinen getreusten Diener und allerliebsten Johannes. Vom innigsten Hausfreund, **Camerarius**, ein ander Mal des Nähern.

5) Melanchthon ohne Luther.

Es wird eine Zeit seyn, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehren aufladen, nach dem ihnen die Ohren jücken; und werden die Ohren von der Wahrheit wenden, und sich zu den Fabeln kehren. 2 Tim. 4, 3. 4.

Wir wissen nicht, ob sich Melanchthon an dem Zuge betheiligte, der am 10. Dezember 1520 Morgens zehn Uhr vor das Elsterthor Wittenbergs hinaus sich bewegte: Luther war an seiner Spitze. Auf dem Felde hatten die Studenten bereits ein großes Feuer angezündet und Luther warf darein die gegen ihn vom Papste geschleuderte Bannbulle. War Melanchthon dabei, so sah er gewiß mit einem ernsten Auge in die Flammen. Denn mit dieser That war die Brücke zur alten Kirche abgebrochen und der neuen Kirche ein Kampf auf Tod und Leben mit der alten beschieden. Kurz darauf erließ der Papst eine neue Bannbulle und verlangte vom Kaiser sofortige Vollstreckung derselben auf dem Wege der Gewalt. Allein die deutschen Stände wollten auch ein Wort mitreden und setzten es durch, daß Luther vor dem Reichstag zu Worms verhört werden sollte. Und der Augustiner Mönch langte daselbst am 16. April 1521 an und forderte in den folgenden Tagen die verbündete Macht der mächtigsten Herrscher, des Papstes und des Kaisers, in die Schranken. Jene Tage gehören zu den denkwürdigsten Tagen der Macht des Geistes in der Weltgeschichte: Luther stand dazumalen so groß da, wie nie zuvor und nie hernach; der Spruch nahm eine Gestalt in ihm: der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Dieser Eindruck wird dadurch nicht geschmälert, daß der Kaiser ihn dennoch in pharaonischer Verstocktheit in die Acht erklärte. Gott selber rettete ihn durch den weisen Kurfürsten auf die Wartburg,

wo er das Harren und Stilleseyn lernen, zudem aber auch an der Verdeutschung des ewigen Wortes arbeiten sollte.

Melanchthon mußte in Wittenberg auf Befehl des Kurfürsten zurückbleiben: ein volles Jahr lag die Reformation fast allein auf seinen Schultern. Luther hatte ihm beim Abschied gesagt: „Komme ich nicht wieder, und morden mich meine Feinde zu Worms, wie es leicht geschehen kann, so beschwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier seyn kann. Du kannst es noch besser machen. Darum ist auch nicht viel Schade um mich; bleibst du doch da. An dir hat der Herr noch einen gelehrteren Streiter.“ Fast alle Vorlesungen des Freundes übernahm nun Melanchthon zu den eigenen hin und überhaupt die Pflege der Universität. Allein die Hauptsache sollten bald nicht ruhige Geschäfte, sondern schwere Sorgen bilden. In Luthers Abwesenheit fuhr in viele Geister ein Gelüste, die Reformatoren zu spielen. Es war freilich nach und nach an der Zeit, daß die Mißbräuche der römischen Kirche nicht mehr blos aufgedeckt und mit den Waffen der Wahrheit bekämpft, sondern auch abgeschafft und durch andere ersetzt wurden. Aber hiezu gehörte mehr als Begeisterung für das Gute, hiezu that ein feiner Takt und nüchterner Sinn noth, wenn nicht allerlei Thorheit und Tollheit mit unterlaufen sollte. Leider traf das Letztere ein.

Den Reigen eröffneten die Ordensbrüder Luthers, die Augustiner. Sie hielten eine Versammlung in Wittenberg und beschlossen, die Klöster für Jedermann aufzuthun, die stillen Messen abzuschaffen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen. Ihr Anführer hieß Gabriel Zwilling. Der Vorgang erregte natürlich großes Aufsehen und der Kurfürst forderte die Universität zu einem Gutachten auf. Melanchthon betheiligte sich lebendig bei dessen Abfassung und nahm die Mönche betreffs all der genannten Maaßnahmen entschieden in Schutz: wiederholten Ermahnungen des Regenten, das Herkömmliche möglichst zu respectiren, setzte er sehr warm den Hinweis auf die evangelische Berechtigung dieser Schritte entgegen. Allein die Bewegung unter den Geistern schlug rasch eine bedenkliche Wendung ein. Von Zwickau vertrieben, kamen

sogenannte Propheten nach Wittenberg. Das Haupt der Brüderschaft war Nikolaus Storch, ein Tuchmacher. Derselbe umgab sich nach dem Vorbilde Jesu mit einem engern Kreis von 12, und einem weitern von 72 Jüngern. Hauptthema seiner feurigen Predigten war das tausendjährige Reich, das vor der Thüre stehe, und die Kindertaufe, die abzuschaffen sey. Was seinem Auftreten noch besondere Kraft verlieh, war das Visionäre, das er hereinspielen ließ: der Engel Gabriel sey ihm erschienen und habe ihn versichert: „Du sollst auf meinem Throne sitzen!" Anfänglich ließ sich auch Melanchthon zu der Annahme hinreißen, es walte hier eine prophetische Kraft. Er berichtete dem Kurfürsten über die Leute Folgendes: „Ich habe sie selbst vernommen; sie geben Wunderdinge von sich aus, nemlich sie seyen mit heller Stimme von Gott zu lehren gesandt, haben ganz vertrauliche Gespräche mit Gott, sehen zukünftige Dinge, und kurz, sie seyen prophetische und apostolische Männer. Wie sehr mich Solches bewege, kann ich nicht wohl beschreiben. Ich habe wenigstens wichtige Ursache, daß ich sie nicht verachtet wissen will. Denn daß in ihnen Geister sind, erhellet aus vielen Gründen, wovon aber Niemand leichtlich ein Urtheil fällen kann, als Martinus. Wenn nun das Evangelium und der Kirche Ehr und Friede in Gefahr stehet, so ist auf alle Weise dahin zu trachten, daß diese Leute mit Martino zu reden kommen, zumal da sie sich auf ihn berufen. Ich schriebe hievon nicht Euer kurfürstlichen Gnaden, wenn nicht die Wichtigkeit der Sache erforderte, in Zeiten Rath zu schaffen. Denn man sich wohl vorzusehen, damit uns der Teufel nicht berücke." Der weise Kurfürst gab darauf jene so hochherzige Antwort: Diese Sache gehe über sein Laienverständniß hinaus, um so gemacher wolle er thun; ehe er Gott zuwider handeln wollte, würde er lieber den Wanderstab nehmen, seiner Krone entsagen und als Bettler durch die Lande sich schlagen. Ohne Zweifel bezog sich der letztere Absatz auf die politischen Umsturzideeen, welche die Zwickauer Propheten bald in ihren religiösen Fanatismus mischten. Von diesem irdischen, revolutionären Zusatz wurde Melanchthon sehr beschwerlich betroffen und witterte mehr und mehr den Teufelsspuck: der Widerspruch gegen die Kindertaufe blieb ihm

jedoch ein Gegenstand, auf den Bedenken statthaben dürften. Während Er nun prüfte und schwankte, rieth und abrieth, wog und abwog, wollte sich sein begabter College, Dr. Karlstadt, das Heft nicht von Tuchmachern entwinden lassen und gab sich dem Sturm, der in die Zeit gefahren, mit vollen Seegeln preis. Das ganze christliche Leben sollte mit Einem Schlag reformirt und die Massen, nicht die Fürsten, der Adel und die Städte, sollten hiezu ins Vordertreffen gerufen werden. Auch erkannte er am Buchstaben des Wortes keine Schranke: das innere Zeugniß des Geistes habe mehr zu bedeuten. Hiemit war jedem Unfug Thor und Thüre geöffnet. Die Studenten und Arbeitergesellen stürzten während der Gottesdienste in die Kirchen und stellten das Messelesen ein. Bald warf sich ihr Ungestüm auf alle Bilder und Kunstdenkmäler, sie wurden als „Oelgötzen," als „abgöttische Klötze" zerschlagen und zertrümmert. Bald erklärte Karlstadt auch aller Wissenschaft den Krieg: die Schulen leerten sich, die Universität verödete: Studenten und Professoren folgten seinem Beispiele, verließen Wittenberg, zogen Bauernröcke an, arbeiteten auf dem Felde am Pflug und ließen sich statt aller gelehrten Titel „Bruder Andreas ꝛc." benamsen. Ein Märchen, vollständig aus der Luft gegriffen, ließ auch den Magister Melanchthon auf ein Weilchen vom allgemeinen Schwindel übermannt werden und aus der Studirstube in eine Werkstätte sich übersiedeln. Im Gegentheil ernüchterten diese Ausschweifungen vollends ganz den Sinn des frommen Gelehrten. Allein sein ursprüngliches Schwanken lähmte jetzt das Gewicht seines Protestes: da er ferner zum Volksredner lediglich keine Befähigung in sich fühlte und die Kanzel zeitlebens niemals betrat, so fehlte ihm die Wirkung auf die Massen total und Karlstadt konnte seiner gründlichsten Einwendungen lachen. Er war der Bewegung einfach nicht mehr gewachsen, sondern sie wuchs ihm über den Kopf. Es sollte Ein für alle Mal unwidersprechlich zu Tage kommen, daß Melanchthon, wenn auch der theuerwertheste Gehülfe der Reformation, doch nicht der Reformator sey. Und es war wohl einige Unruhen werth, daß dieß der ganzen Zeit, namentlich auch Luthern und Melanchthon selbst, recht klar ins

Bewußtseyn trat. Denn es ist für jede weltgeschichtliche Bewegung dringendes Bedürfniß, daß sie mit aller Entschiedenheit in Einer Persönlichkeit gipfelt.

Schon früher erwähnten wir Aeußerungen Luthers, wonach dieser noch nicht mit sich selbst über seine Stellung der Reformation gegenüber im Reinen war, wornach er noch zweifelte, ob nicht Melanchthon die oberste Führung gehöre. Auch von der Wartburg hernieder läßt er sich noch ähnlich vernehmen, obgleich seine Wormser Feuertaufe ihn hätte festigen dürfen. Er schreibt an seinen herzlieben Philippum am 26. Mai 1521: „Eines glaube ich Dir nicht, nemlich daß Du schreibst, Ihr ginget in der Irre ohne Hirten; denn das wäre ja das traurigste von Allem und sehr bitter zu hören. Doch so lange Du da bist &c., seyd Ihr nicht ohne Hirten." — Ein andermal: „Ihr habt meiner eigentlich nicht nöthig." — Im ersten Briefe hieß es: „Was machst Du denn unterdeß, mein lieber Philippus? Halte an als ein treuer Diener des Wortes mit Lehren und festige die Mauern und Thürme Jerusalems, bis sie auch Dich angreifen. Deinen Beruf und Deine Gaben erkennst Du. Ich bete für Dich ganz besonders, wenn mein Gebet, wie ich denn nicht zweifle, Etwas vermag. Thue doch auch ein Gleiches, und laß uns jene Last gegenseitig tragen. Allein stehen wir noch im Kampfe: Dich wird man nach mir fordern." — Melanchthons Briefe an Luther aus dieser Zeit sind leider verloren gegangen, aber wir können doch durch anderweitige Correspondenz in seiner Seele lesen, wie verödet, des rechten Arms gleichsam beraubt, er sich fühlte. Auf die erste Nachricht, daß Luther auf die Wartburg entführt worden, um daselbst geborgen zu werden, athmet und jubelt er auf, wie Einer, der vom Albdruck erwachte: „unser theuerster Vater lebt!" Gewöhnlich redet er jetzt von Luther: „unser Elias." Wie das Heimweh ihn umtrieb, wie er nach Luther als dem Manne der rettenden Thaten von Gottes Gnaden ausschaute und seufzte, mögen folgende Briefstellen erweisen. — „Die akademischen Angelegenheiten, wie Du wohl auch von Andern erfahren wirst, sind in gutem Gange, nur daß wir unsers Vaters, des Doctor Martinus entbehren müssen. O wahrhaft glücklich

will ich den Tag heißen, wo es mir verstattet sein wird, ihm wiederum in die Arme zu eilen." — „Ich fürchte, Luther wird sich vor Seelenkummer aufreiben, nicht zwar seinetwegen, sondern für uns, d. h. für die Kirche. Du weißt, wie sorglich das irdene Gefäß mit einem so großen Schatze zu bewahren ist; gienge er uns verloren, so möchte wohl Gottes Zorn unversöhnlich sein. Die Leuchte Israels ist durch ihn angezündet; würde sie verlöschen, welche andere Hoffnung bliebe uns noch übrig? So versäume denn kein Mittel, um den besten Weg zur Hülfe zu finden, nicht nur für ihn, sondern auch für uns, ja viel mehr für uns. Denn ich weiß es, wie sehr er wünscht, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Ich habe hier die Aerzte um Rath gefragt; was sie über einen Abwesenden antworten, weißt Du. O könnte ich doch mit meinem Tode das Leben dessen erkaufen, der jetzt der Göttlichste ist auf dem Erdkreise!" — „Wir können es nicht länger ertragen ohne unsern Vater Martinus; und wie mag es doch kommen, daß er so gar schweigt. O wir Unglücklichen, wenn wir nicht einmal brieflich uns unterreden können." — „Unser Elias ist noch fern von uns, aber er wird erwartet und gehofft, denn was soll ich anders sagen? Mich foltert die Sehnsucht nach ihm auf traurige Weise, obwohl er unterdeß nicht abgestanden hat von der Erfüllung seines Berufs und von seinem Apostelamte." —

Melanchthon erinnerte sich gewiß auch später, wenn ihm die Nähe Luthers manchmal beengend werden wollte, an diese Zeit seiner Sehnsucht nach ihm und mag sich vorgehalten haben, daß das Werk der Reformation eines Luthers, auch mit seinen Härten, schlechthin bedürfe. Was noch an verständigen, vom Taumel unerfaßten Bürgern in Wittenberg war, erhob einen Klagruf nach Luther, in welchen auch Magister Philippus im Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit einstimmte, wie seine Aeußerung darthut: „Luther haben wir aus seiner Wüste um großer Ursachen willen gerufen; denn die Freiheit Einiger wäre hier schier in Willkühr übergegangen." Die Römlinge rieben sich schadenfroh die Hände, selbst ein Erasmus äußerte, da sehe man, wohin die Lutherei führe. Luther selbst wurde sehr unruhig, das Wägeln Melanch-

thons behagte ihm wenig, er sah von Anfang „Schwarmgeister" in den Zwickauern und Karlstädtern, und erkannte in ihrem Gebahren „eine Wunde, welche der Satan der Reformation geschlagen habe." Aber der Kurfürst verbot ihm bei Ungnade die Wartburg zu verlassen. Dennoch brach er auf und aus, als das Anwesen immer mehr überhand nahm, traf am 7. März 1522 in Wittenberg ein und predigte die Stürmer innerhalb von sieben Tagen aus der Stadt hinaus. Der Reformator war da und die Afterreformatoren mußten weichen.

Während nun im Drange der Ereignisse die Schranke, die Schwäche der Melanchthonischen Natur zu Tage kommen sollte, entwickelte sich zugleich ihre wahre Stärke. Melanchthon gab die erste evangelische Dogmatik oder Lehrwissenschaft des christlichen Glaubens („Loci communes rerum Theologicarum, seu hypothyposes theologicae") heraus. Die bisherigen Gedanken der Reformation, besonders die zerstreuten Grundsätze Luthers vom Heile, wurden in diesem hochwichtigen Buche einheitlich dargestellt und in ihrem biblischen Zusammenhang erläutert und begründet. Gegenüber von der Scholastik des Mittelalters wurden darin nicht die Geheimlehren von der göttlichen Dreieinigkeit, der Schöpfung und der Menschwerdung in den Vordergrund gestellt, sondern sogleich auf den Menschen, seine Verderbniß von Natur und seine Erlösung durch Christum losgegangen. „Denn was haben wohl die Scholastiker so viele Jahrhunderte hindurch damit erlangt, daß sie sich mit jenen Lehren allein beschäftigten? Sie sind auf allerlei Thorheiten verfallen und haben noch überdieß das Evangelium und Christi Wohlthaten verdunkelt. Die Geheimnisse der Gottheit soll man anbeten und nicht erforschen. Oder hat denn Paulus, als er für die römischen Christen einen kurzen Begriff des Christenthums aufsetzte, über das Geheimniß der Dreieinigkeit, über die Art der Menschwerdung, über thätige und leidende Schöpfung philosophirt? Vielmehr handelt er vom Gesetz, Sünde und Gnade, als wovon die Erkenntniß Christi abhängt!" In demselben Grade als eine solche evangelische Heilslehre ein wahres Bedürfniß für die Zeit war, schlug sie auch ein: nicht nur in Deutschland, in ganz Europa fand sie begeisterte Aufnahme.

Luther sagte, es sei ein unübertreffliches Buch, nicht allein der Unsterblichkeit, sondern auch der Ehre werth, den Büchern der heiligen Schrift beigesellt zu werden. Freilich urtheilte er später nicht mehr so freigebigen Lobes darüber. Denn Melanchthon änderte fast mit jeder Auflage, deren es viele gab. Die Lehre war für ihn etwas Flüssiges, nichts Abgeschlossenes. Nachdem er z. B. anfangs dem freien Willen des Menschen vor der Bekehrung kein gutes Haar gelassen hatte, kam derselbe im Verlaufe seiner Studien immer besser weg. Deßgleichen fanden nach und nach die Geheimlehren von der Dreieinigkeit 2c. ein Plätzchen in der Dogmatik und das Irrlicht der Vernunft („**vagabunda ratio**") war kein bloßes Gespenst mehr, vor dem man, wie in den ersten Auflagen geschah, scheuen Umgang zu nehmen habe, sondern es wurde mehr und mehr auf den Leuchter gesetzt, allerdings immer und immer neben, vielmehr unter dem einzig untrüglichen Licht in und aus Gottes Wort. Melanchthon drückte mit seinen „**Locis**" der protestantischen Theologie den Stempel der freien Entwicklung auf die Stirne: er wollte an der Stelle der katholischen Stabilität durchaus keine protestantische Stabilität. Wer die letztere will, wird ihm daher stets gram bleiben. Daß Luther jedoch dazumalen den Bereich der evangelischen Grundwahrheiten möglichst abgeschlossen wünschte und seinerseits mit sich in der Hauptsache schlechtweg fertig war, versteht sich leicht und natürlich; denn nur auf einem festen Grunde kann ein festes Gebäude aufgeführt werden. Jedenfalls offenbarte jene Dogmatik Melanchthons dessen eigenthümlichen Beruf am Werke der Reformation: das neuerwachte religiöse Leben wissenschaftlich zu erläutern und darzustellen.

6) Erholungsreise in die Heimath.

Ich will die müden Seelen erquicken und die bekümmerten Seelen sättigen. Jerem. 31, 25.

Die Ruhe war zwar in Wittenberg wieder hergestellt, allein die Unruhe in den Gemüthern war damit nicht beseitigt. Niemand litt mehr unter diesen Zerwürfnissen, welche sich auch zwischen den Freunden der Reformation entspannen, als Melanchthon. Er hätte sich am liebsten vor der Theologie, als einer Mutter so vielen Zanks, ganz geflüchtet und in den Burgfrieden seiner classischen Studien zurückgezogen. Aber das Bedürfniß der Zeit ließ ihn nicht entspringen. So bemächtigte sich schon damals der ohnehin schwächlichen Constitution eine krankhafte Niedergeschlagenheit, ein hypochondrischer Druck auf den Lebensmuth, der fortan den Pfahl im Fleisch des edlen Mannes bildete. Um die Zeit, darin wir stehen, plagte und schwächte ihn anhaltende Schlaflosigkeit. Daher er sich selbst von ganzem Herzen nach einer Ausspannung und Erholung sehnte. Die liebste Luftveränderung hätte er in seiner schwäbischen Heimath genossen. Denn seine Seele hieng mit der kindlichsten Ergebung an den alten Familienbanden. Er schreibt einmal: „Es kann zum Fehler werden, wenn man den Ort seiner Geburt mehr als andere Oerter liebt. Aber süß ist mir es immer, so oft ich daran zurückdenke. Und wenn ich Jemanden aus jener Gegend sehe und höre, so bin ich so innig vergnügt, als ob ich in meine Kindheit zurückkehrte. Ich glaube nicht, daß ich deßwegen tadelnswürdig bin. Hat mich doch diese Liebe zu meinem Geburtsorte und zu den Meinigen, so viel ich weiß, noch nicht von einem höhern Berufe abgehalten. Ich gehe um des Worts willen, das ich

verkündige und womit ich Nutzen stiften kann, überall hin, wohin mich der Herr ruft und rufen wird.“ Das waren auch jetzt seine einzigen Bedenken, ob ihm sein Beruf am Worte nicht eine Ferienreise verbieten müsse? Der Zuspruch der Seinigen verfing lange nicht dagegen. Endlich mußte auch hier Luther mit dem Schwerte seines Wortes den Knoten zerhauen: „Reise Du, lieber Bruder Philipp, in Gottes Namen. Hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist auch oft unterwegs gewesen. Er besuchte selbst zur Zeit seine Verwandte und Freunde. Was ich aber von Dir verlange, komme bald wieder zu uns! Ich will Dich Tag und Nacht in mein Gebet einschließen. Und damit gehst Du!“ Gesagt, gethan. Melanchthon trat die Reise am 16. April 1524 an und ritt mit vier Freunden, die sich angeschlossen, wohlgemuth davon. Unterwegs begegnete ihnen neben vielen Gastfreundlichkeiten auch zweimal des Todes Gestalt: in Leipzig kamen sie eben noch zum Verscheiden von einem lieben Fachgenossen, Petrus Mosellanus, und in Fulda erfuhren sie den Hingang Ulrichs von Hutten, des geistvollen, feurigen Ritters, der nach dem Untergange seiner „festen Wand,“ Franzens von Sickingen, als ein geächteter Flüchtling auf schweizerischem Boden zu Grabe sank. Melanchthon rief aus: „Wie doch der Herr unsere Freuden zu mäßigen weiß!“ Rasch und rascher gieng es von Frankfurt aus der Unterpfalz entgegen. Als nach und nach die Thurmspitze von Bretten aufragte, stieg Melanchthon vom Pferde, fiel auf die Kniee und brach aus: „O heimathlicher Boden! Ich danke dir, Herr, daß du mich ihn wiedersehen lässest!“ Was war es vollends, als der liebe Gast unter das Dach des lieben Elternhauses eintrat. Die Mutter wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen. Vielleicht schämte sie sich auch ein wenig. Denn sie hatte nach einem zwölfjährigen Wittwenstande wieder geheirathet. Und zwar warum? Aus Aerger darüber, daß ihr Philipp ein Wittenberger, kein Brettener Mädchen zur Gattin erwählt hatte. Bald nach dem ersten Entzücken des Wiedersehens scheint auch dieser arge Mißgriff des Sohnes Gegenstand des Gespräches geworden zu sein. Melanchthon schreibt: „Ich sehe nun wohl, meine gute Mutter ist recht unzufrieden, daß ich keine

Person aus meinem Geburtsorte Bretten zu meiner Gattin gewählt habe. Es thut mir außerordentlich wehe, ihr dadurch Schmerz verursacht zu haben. Und welchem Kinde muß das nicht unangenehm sein? Aber ich kann es betheuern, daß ich von ihren Absichten nichts gewußt habe.“ Eine weitere schmerzliche Sorge der frommen Frau war die Betheiligung des Sohnes an der Reformation. Er selbst äußerte sich darüber noch später: „Viele Leute sehen unsere Arbeit für etwas ganz Anderes an. Sie glauben, daß man die Religion selbst angreift, wenn man sie von Mißbräuchen reinigt und Irrthümer und Aberglauben bestreitet. Solche Leute hassen uns mit dem besten Gewissen, weil sie zwischen Wahrheit und Falschheit nicht zu unterscheiden wissen. Ich habe davon selbst bei meiner Mutter die Erfahrung gemacht, als ich zu Bretten war. Diese Leute, glaube ich, muß man auf alle Art schonen und sie auf andere Art behandeln, als diejenigen, welche sich der Wahrheit aus bösen Absichten und Eigennutz widersetzen. Man kann sonst leicht Uebel ärger machen und die Gewissen beschweren.“ Wir können daraus entnehmen, wie er auf diesen Punkt mit seiner Mutter gehandelt haben mag. Sie blieb bis zu ihrem Ende eine gute Katholikin. Als er 1529 vom Reichstage zu Speier aus sie noch einmal, das letzte Mal, in Bretten besuchte, fragte sie ihn, was sie denn von all dem gelehrten Streit in den Dingen des Heils halten solle? Melanchthon ließ sich ihre Gebete sagen und versicherte sie darauf, wenn sie so fortfahre zu beten und zu glauben, so würde sie gewiß selig werden. Diese Milde und Schonung paßt ganz in die Art Melanchthons, der auch sonst den Spruch des Herrn gerne anführte: „Ich hätte Euch noch viel zu sagen, aber Ihr möget es jetzt nicht tragen!“ Dagegen ist es eine reine Erdichtung, vielmehr Verleumdung, daß er der alten Frau auf die Gewissensfrage, welche Religion die bessere sei, erwidert habe: „Die neue findet mehr Beifall, die alte giebt mehr Befriedigung.“

Mehrere Wochen dauerte der erquickliche Besuch. Gerne hätte Melanchthon von Bretten aus einen Ausflug nach Basel gemacht, um daselbst den berühmten Gelehrten, Erasmus, von Angesicht kennen zu lernen, wie die andern Reisegefährten in-

zwischen thaten. Allein seine Mutter hängte sich zu gebieterisch an ihn; es kostete ihn alle Mühe, sie überhaupt zu überzeugen, daß seines Bleibens nicht immer in Bretten sein könne. Außerdem wurde damals schon bekannt, daß Erasmus an einer Schrift gegen Luther arbeite, worin sich der vornehme Herr von dem Vorwurf allzu starker Vorliebe für die Reformation reinigen wollte.

Kam nun Melanchthon über Bretten nicht hinaus, so kamen dafür etliche Besuche zu ihm. Einer darunter galt keinem geringen Zwecke. Der päpstliche Gesandte Campegius befand sich damals vom Nürnberger Reichstage aus in Heidelberg, wo die Fürsten eine große Jagd abhielten. Dem Legaten kam dabei der Gedanke eines andern Meisterschusses. Er gab seinem Sekretäre Nausea den Auftrag, nach Bretten zu reiten und Melanchthon mit allen möglichen Mitteln von der Sache der Reformation wegzufangen. Erasmus steckte vielleicht mit unter der Decke. Allein der Aufwand von List, Drohungen und Versprechungen, war umsonst gemacht. Melanchthons Nachgiebigkeit konnte unter Umständen zur Schwäche, aber nie, nie zum Abfall ausgebeutet werden. Seine abschließende Antwort an den Legaten lautete: „Was ich einmal für wahr halte, das halte ich fest und behaupte es ohne Rücksicht auf das Ansehen irgend eines Sterblichen, ohne Rücksicht auf Vortheil, Ehre und Nutzen. Niemals werde ich von denen abfallen, die das Bessere zuerst an's Licht gebracht haben; aber ebenso werde ich auch darin mir immer gleich bleiben, daß ich die Wahrheit ohne Zank und Schmähen lehre und vertheidige. Darum ermahne ich Jeden, dem Ruhe und Einigkeit am Herzen liegt, alles Mögliche zu thun, um die Wunden, die einmal nicht länger zu verhehlen sind, wieder zu heilen und die unsinnige Raserei derer aufzuhalten, welche dieselben immer wieder aufreißen."

Herzlicherer Art war eine Deputation, welche die philosophische Fakultät der Heidelberger Hochschule nach Bretten abordnete, bestehend in drei Professoren. Dieselben wollten jene Verweigerung des Magisterdiploms gut machen und überbrachten einen prachtvollen silbernen Becher, aus dem Philippus den Trank der Lethe trinken sollte.

Die Freunde stellten sich von Basel her wieder ein, Melanchthon selbst sehnte sich nach Haus und Amt zurück, es mußte geschieden werden. Die Rückreise gieng abermals über Frankfurt. Da begegnete der Gesellschaft unterwegs der junge Landgraf Philipp von Hessen mit seinem Gefolge. Der Fürst, der es diesen Reitern wohl ansehen mochte, daß sie zur gelehrten Klasse gehören dürften, ritt auf sie zu und fragte, ob Melanchthon dabei sei? „Ja," sagte Letzterer, „ich bin es," und wollte eben aus Ehrerbietung vom Pferde herabsteigen. „Bleibt sitzen!" erwiderte Jener, „nur kehret um und übernachtet bei mir. Ich habe Mancherlei mit Euch zu sprechen. Zu besorgen habt Ihr nichts von mir." — „Ich fürchte nichts," antwortete Melanchthon, „bin auch nicht der Mann, von dessen Leben oder Tod viel abhängt." Darauf lächelte der Fürst: „Wie, wenn ich Euch dem päpstlichen Kardinal überlieferte? Was meint Ihr, würde ich demselben nicht einen großen Gefallen thun?" — So gieng die Unterhaltung eine gute Weile fort, bis Melanchthon inständig um die Erlaubniß zur Weiterreise bat. Der Landgraf bewilligte sie unter der Bedingung, daß ihm Melanchthon eine Schrift über die neueren Kirchenereignisse aufsetze. Daraus entstand der „kurze Bericht der erneuten christlichen Lehre an den durchlauchtigsten Landgrafen zu Hessen." Ohne Anstoß gieng sofort alles bis vor Wittenberg hin von Statten. Aber hier traf noch ein schweres Unglück ein. Wilhelm Nesen, der Begleiter und liebsten Collegen Melanchthons Einer, wollte auf einem Fischerkahn über die Elbe setzen. Der Kahn stieß auf einen im Wasser verborgenen Baumstumpf, Nesen stürzte heraus und kam in den Wellen um. Philippus war tief erschüttert und beklagte noch lange den jähen Verlust des werthen Freundes.

Die Reise in die Heimath hatte aber Melanchthon um einen andern Freund reicher gemacht. Denn während derselben wuchs ihm Joachim Camerarius vollends ganz in's Herz hinein, nachdem er denselben schon früher kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Es reute den jungen Mann gewiß niemals, daß er sich der Begleitung Melanchthons aus Ehrerbietung für denselben anschloß: ebenso schaute Melanchthons Auge voll Dankes lebens-

lange auf diesen theuren, bleibenden Segen seiner Reise zurück. Die Beiden waren von da an vierzig volle Jahre hindurch Ein Herz und Ein Sinn. Groß und stärkend war die Freundschaft mit Luther, innig und labend die mit Camerarius. Jene war ein gemeinschaftlicher göttlicher Beruf, diese eine freie Wahl und Bruderschaft der Gefühle. Lange Zeit mußten sie den persönlichen Umgang mit einander missen und sich mit Correspondenz behelfen, denn Camerarius war zuerst Lehrer in Nürnberg, dann Professor in Tübingen; später aber erhielt er einen Ruf nach Leipzig und hiemit konnte sich ihr Verkehr nach Herzenslust Auge in Auge und Mund zu Mund ergehen. Melanchthon selbst nennt ihn „die Hälfte seiner Seele." Kein Tag vergieng, ohne daß er innerlich sich mit ihm beschäftigt hätte. Selbst in seine Träume hinein begleitet ihn der Freund: bald sitzt er mit ihm in einer akademischen Verhandlung, bald bei seinen Kindern zu Spiel und Scherz, bald lesen sie mit einander auf einem Hügel über der Elbe eine Rede des Demosthenes. Unter allen Wirren und Anfechtungen floh Melanchthon an das Herz dieses Freundes, als in eine Friedensbucht. Und nicht Ein, nicht Ein Hauch von Mißverständniß durfte jemals diesen Liebesspiegel trüben: wir werden ihre gegenseitige Treue noch in aller Frische das Sterbebett Philipps umgrünen sehen. Aber das Lebenswasser, aus dem sich diese Freundschaft stets verjüngte, war nicht bloß die natürliche Neigung, sondern eine tägliche herzliche Fürbitte für einander nach oben: „Laß uns Gott für einander bitten!"

Außer Luther und Camerarius, der später sein Leben so schön beschrieben, standen ihm besonders nahe: Spalatin, Jonas, Cruciger, Bugenhagen, Brenz, Myconius, Dietrich, Baumgärtner ꝛc. Es war sehr leicht, mit ihm in ein vertrauteres Verhältniß zu kommen. „Im ganzen Leben," äußert er sich, „giebt es nichts Süßeres und Lieblicheres, als den gegenseitigen Austausch mit Freunden. Seneca spricht überaus schön: nicht möchte ich mir Weisheit wünschen, wenn ich sie allein besitzen sollte." — Mit einer Menge von Gelehrten, Cranmer, Calvin, Socinus ꝛc., stand er in fortlaufendem Briefwechsel, so daß sein Haus immer mehr einen Hafenplatz bildete, in welchen Nachrichten aus allen

Theilen Europas einliefen. Seine Briefe, so weit sie bis jetzt aufgefunden und gesammelt worden sind, umfassen bereits sechs Bände in Quartformat. „Die Freundschaft," sagt er, „erhält durch einen fleißigen Briefwechsel gleichsam eine Würze und wird noch süßer." Die Freundschaft äußerte sich jedoch bei ihm nicht nur in Worten, sondern in Thaten. So sehr er mit seiner Zeit geizte, wurde es ihm doch nicht zu viel, denen, die ihn baten, alle mögliche Handreichung zu leisten.

Namentlich arbeitete er für seine Collegen eine Menge von Dissertationen u. s. w. aus. Es soll manchmal vorgekommen sein, daß ein Professor bereits die öffentliche Rede auf dem Katheder begann, während Melanchthon noch an ihrem Schlusse zu Haus schrieb und sofort das nasse Papier zum Ablesen nachsandte. Den Studenten widmete er sich nicht nur im Hörsaal, sondern ließ sie bei allerlei Anliegen, wissenschaftlichen und ökonomischen, mit der größten Aufopferung und Dienstfertigkeit an sich kommen. Und alles dieß nur so nebenher, den Hauptgeschäften zur Seite laufend!

---

7) Gemeinschaftliche Reformations-Arbeiten.

Wer ist Paulus? Wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche Ihr seid gläubig geworden; und dasselbe, wie der Herr einem Jeglichen gegeben hat. — Ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. — So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet, Etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt. — Der aber pflanzet und der da begießet, ist Einer wie der Andere. Ein Jeglicher wird aber seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit. — Denn wir sind Gottes Mitarbeiter; Ihr seid Gottes Ackerwerk, und Gottes Gebäude. 1 Kor. 3, 5—9.

Ueber Melanchthon brach kurz nach seiner Rückkehr zu Haus und Amt Schweres um Schweres herein. Seine Frau machte ein gefährliches Wochenbett durch. Der Stürmer Carlstadt blies neuen Unfrieden an. Der Bauernkrieg verheerte verschiedene Gegenden Deutschlands, besonders Schwaben, Franken und Thüringen. Kurfürst Friedrich der Weise ward zu seinen Vätern versammelt. Luther trat in die Ehe — freilich ein erlaubter, aber unter den damaligen Zeitumständen höchst bedenklicher Schritt. Es waren dieß und Anderes lauter Sorgensteine, unter denen die Brust Melanchthons seufzte, aber die Schwungkraft zur angestrengtesten, vielseitigsten Arbeit nicht verlor. Er kämpfte mit Luther gegen die Verflachung der christlichen Heilslehre, mit welcher Carlstadt und Zwingli zunächst das Sakrament des Nachtmahls bedrohten, indem sie dasselbe zu einem bloßen Bekenntnißzeichen herabdrücken wollten. Er legte ferner mit Luther eine scharfe Lanze gegen den wilden Geist der Empörung ein, der unter das Volk gefahren war. Der Kurfürst hatte ihn zu einem förmlichen Gutachten über die bekannten zwölf Artikel der Bauern aufgefordert: dieß Gutachten fiel zum Erstaunen hart aus. Melanchthon wollte durchaus, wie Luther, die Reformation vor

dem Vorwurfe, revolutionäre Gelüste zu begünstigen, retten. Sein Herz glaubte er in jenes Gutachten nicht ausschütten zu dürfen, daß es aber für das Elend der Bauern doch schlug, läßt uns folgende Briefstelle merken: „Gott geht mit uns wunderbare Wege. Ich leide dabei unbeschreiblich. Oft stehe ich mit Kummer und Sorgen auf, und des Abends wollen sich meine thränenden Augen nicht schließen. Ich könnte zwar ruhig sein, aber wer kann so hart sein, daß es ihn nicht rührte, wenn Andere leiden? Mein Schmerz würde mich längst aufgezehrt haben, wenn mich nicht die Ueberzeugung tröstete, daß Alles doch zum Besten des Ganzen hinausläuft, wenn auch einzelne Glieder leiden."

Wo Melanchthon seinen besten Trost suchte und schöpfte, wissen wir. Er hatte um jene Zeit, abgesehen von seinen fortgesetzten theologischen Vorlesungen, noch einen besondern Antrieb, die gesammte Bibel auf's Gründlichste zu studieren. Denn er mußte die Uebersetzung der heiligen Schrift in's Deutsche, welche Luther auf der Wartburg begonnen hatte, mit diesem revidiren und vollenden. Die Uebersetzung der Bibel in's Deutsche war bei Weitem die wichtigste Begebenheit der Reformation: die göttliche Wahrheit wurde damit unmittelbar vor das Auge des Volkes gerückt, auf seine Lippen gelegt, in sein Herz gepflanzt. Und Niemand in der Welt konnte die Bibel so übertragen, daß sie wirklich das Volks- und Lebensbuch der Menschheit werden konnte, als Luther, der Reformator. Dazu war er mit einer Weihe des Tons und einer Meisterschaft des Ausdrucks begabt, daß die Leute dazumalen mit Recht ausbrachen: „Jetzt redet Gott deutsch!" Es wirkte ganz entschieden der Pfingstgeist mit, aber nicht so, daß er die Schwierigkeit, die fremden Sprachen des Urtextes, das Hebräische und das Griechische, zu bewältigen, weggeblasen hätte. Hiezu wurde Luthern unter die Arme gegriffen, indem er Gehülfen bekam, welche diesen Theil der Arbeit vorzugsweise fördern sollten. Der Gelehrteste von ihnen war Melanchthon; nächst ihm haben sich noch namentlich Aurogallus, Bugenhagen und Jonas betheiligt und verdient gemacht. Diese saßen oft um Luther herum, der die Feder in der Hand hielt und wartete,

bis er durch ihr Urtheil seiner Sache gewiß ward. „Ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tag, drei bis vier Wochen ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir, Magister Philippus, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern." Ein anderes Mal bezeichnet Luther den Werth der Sprachenkenntniß für das Evangelium und indirekt eben damit die Melanchthon gebührende Ehre an der Uebersetzung mit folgenden Worten: „Das können wir nicht leugnen, daß wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist ist kommen und täglich kommt, so ist's doch durch Mittel der Sprachen kommen und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Und lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dieß Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darin man dieß Kleinod trägt. Ja wo wir's versehen, daß wir, da Gott vor sei, die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern es wird auch endlich dahin gerathen, daß wir weder lateinisch, noch deutsch recht reden und schreiben können. Und Summa: der heilige Geist ist kein Narr, geht auch nicht mit leichtfertigen, unnöthigen Sachen um, der hat die Sprachen so nütz und noth geachtet in der Christenheit, daß er sie oftmals vom Himmel mit sich gebracht hat. Darum, obwohl der Glaube und das Evangelium durch schlichte Prediger mag ohne Sprachen geprediget werden, so gehet's doch faul und schwach, und man wird's zuletzt müde und überdrüssig und fället doch zu Boden. Aber wo die Sprachen sind, da geht es frisch und stark, und wird die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube immer neu durch andre und aber andre Worte und Werke. Es soll uns auch nicht irren, daß Etliche sich des Geistes rühmen und die Sprachen geringe achten, etliche auch die Schrift geringe achten. Aber lieber Freund, Geist hin, Geist her, ich bin auch im Geist gewesen, wenn's je gelten soll, vom eignen Fleisch rühmen, vielleicht mehr, denn eben dieselbigen noch im

Jahr seyn werden, wie fast sie auch sich rühmen. Auch hat mein Geist sich Etwas beweiset, so ihr Geist doch im Winkel gar stille ist und nicht viel mehr thut, denn seinen Ruhm aufwirft. Das weiß ich aber wohl, wie fast der Geist allein Alles nicht thut. Wäre ich doch allen Büschen zu fern gewesen, wo mir nicht die Sprachen geholfen und mich der Schrift sicher und gewiß gemacht hätten. Ich hätte wohl auch können fromm seyn und in der Stille predigen, aber den Papst und die Papisten mit dem ganzen antichristlichen Regiment würde ich wohl haben lassen seyn, was sie sind."

War Melanchthon bei der Bibelübersetzung mehr nur Gehülfe, wenn auch sehr nöthiger, verdienstvoller Gehülfe, so fiel dagegen bei einer andern höchst wichtigen Reformationsarbeit um diese Zeit der Schwerpunkt auf seine Person. Das Kirchen- und Schulwesen, das sich noch vor zehn Jahren in der babylonischen Gefangenschaft des Papstthums befunden hatte, war durch die kirchlichen Neuerungen in eine babylonische Verwirrung versunken. Das Alte war verachtet und außer Brauch, das Neue hatte noch keine Gestalt, oder nur eine sehr kümmerliche, an jedem Ort wieder andere. Ein und derselbe Pfarrer predigte in Haine das Evangelium und las auf dem benachbarten Filiale mit dem gleichen Eifer die Messe. In Folge der Einziehung von Klöstern rc. lagen ohnehin die kirchlichen Finanzen total im Argen. Das Bedürfniß ordnenden Einschreitens war also ein schreiendes: aber es gab sehr hohe Gönner des Wirrwarrs in der Umgebung des Kurfürsten und diese wußten im Interesse ihres Beutels ihn möglichst lange zu halten. Endlich brach Luthern die Geduld: er soll eines Tages unangemeldet in das Zimmer des Kurfürsten hineingeschritten seyn, um ihm die Mißstände dringlichst vorzustellen und ans Herz zu legen: zugleich übergab er ein Schreiben Melanchthons mit gleichem Inhalt. Darauf wurde an Trinitatis 1527 eine Kirchenvisitation vom Landesherrn angeordnet. Eine Anzahl der tüchtigsten Theologen sollte in Begleitung einiger kurfürstlichen Räthe das Land bereisen und den Zustand der Kirchen und Schulen regeln. Den Laufpaß hiezu hatte Melanchthon zu schreiben: eine kurze Anleitung, wie und was Prediger und Schul-

lehrer künftighin unterrichten und welcher Gestalt sie den öffentlichen Gottesdienst einrichten sollten. Eine solche Schrift forderte den feinen Takt eines Melanchthons vollauf heraus. Eine neue Glaubensvorschrift durfte nicht aufgestellt und doch mußte das evangelische Grundprincip nach den verschiedensten Lebensbeziehungen durchgeführt werden. Melanchthon fuhr mit wunderbarem Geschick an den dogmatischen Klippen vorüber und gelangte am Ufer eines wahrhaft christlichen Sinnes und Wandels glücklich an. Die äußere Kirchenordnung behandelte er als Nebensache: das Wort Gottes und das Heil der Seelen dagegen als die Hauptsache. Auf das Wesentliche des Christenthums: wahre Buße, Glauben, gute Werke, Gottesfurcht, Gebet, Ehrerbietung gegen die Eltern, gute Kinderzucht, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Liebe gegen den Nächsten, Keuschheit, eheliche Zucht und Frieden, rechtschaffenes Leben — darauf kam ihm Alles an und diese Stücke befahl er vor Allem zu treiben: im Uebrigen, z. B. ob dieser oder jener Feiertag begangen werden solle, „halte Jeder seine Gewohnheit friedlich!" Hiebei wehrte er sich eben so sehr gegen die Verkrümmungen der Heilslehre im Papstthum, als gegen einseitige Auffassungen und Mißverständnisse der lutherischen Grundsätze. In dieser Beziehung verlangte er von den Predigern, daß sie erst dann vom Glauben anheben, wenn sie die Buße gründlich getrieben hätten. Es sey ein Unrecht an der Schrift, wenn man, wie die Papisten, Zusätze ihr aufbürde, aber kein kleineres, wenn man Stücke von ihr losreiße; das thun aber diejenigen, welche nur vom Glauben und der Vergebung, statt zuvor von der Buße, predigen. Erst wer wahre Reue über seine Sünden habe, dürfe und solle glauben, daß ihm nicht um seines, sondern um des Verdienstes Christi willen Vergebung zu Theil werde. In Betreff der guten Werke sagt er: „Viel besser wäre, man triebe die Leute, gute Werke zu thun und ließe die scharfen Disputationes fallen. Denn wahr ist es, daß Gott Gutes giebt um seiner Verheißung, nicht um unsrer Werke willen, aber doch müssen gute Werke, die Gott geboten hat, geschehen." Auch andern Mißbräuchen und Verkehrtheiten unter den Evangelischen arbeitet er entschieden entgegen. „Etliche reden auch unbescheiden

von christlicher Freiheit, dadurch die Leute zum Theil vermeinen, sie sind also frei, daß sie keine Obrigkeit sollen haben, daß sie förder nicht geben sollen, was sie schuldig sind. Die Andern meinen, die christliche Freiheit sey nichts anders, denn Fleisch essen, nicht beichten, nicht fasten u. dergl. Solche ungeschickte Wähne des Pöbels sollen die Prediger strafen und Unterricht thun, daß die christliche Freiheit bestehe 1) in der Freiheit von der Gewalt des Teufels, das heißt in der Vergebung der Sünden durch Christum, ohne unser Verdienst; 2) in der Befreiung von den Ceremonien und der Gerichtsordnung des Gesetzes Mosis; 3) darin, daß man auch an menschliche Kirchenordnung nicht schlechterdings gebunden ist." — Den Predigern selbst giebt er unter Anderem die Weisung, sich der Schmähworte auf der Kanzel zu enthalten und die Sünden derer zu strafen, die sie hören, aber nicht von denen zu predigen, die sie nicht hören, als vom Papst, Bischöfen &c., ohne wo es die Leute zu warnen und Exempel zu geben Noth ist. „Denn die haben den Papst noch nicht überwunden, die sich dünken lassen, daß sie ihn überwunden haben."

In der Schulordnung, welche der Kirchenordnung beigefügt war, dringt er gleichfalls auf möglichste Einfalt gegenüber von dem Vielerlei. Die Kinder sollen in drei Haufen oder Classen zertheilt werden. Der erste Haufe (unter dem Castor) soll lesen lernen der Kinder Handbüchlein, schreiben, Vokabeln und Sprüche aus dem Cato täglich lernen. Der zweite Haufe soll die Grammatica lernen. Die erste Stunde nach Mittage sollen sie alle, klein und groß, in der Musica geübet werden; darnach sollen von dem andern Haufen Aesopi fabulae &c. exponirt werden. Morgens sollen sie einen lateinischen Spruch aufsagen, den Aesop und Terentius vornehmen und auswendig lernen. Die Stunde vor Mittage soll allewege für und für also angelegt werden, daß man darin nichts anders denn Grammaticam lehre: erstlich Etymologiam, darnach Syntaxin, endlich Prosodiam. Und stetigs, wenn dieß vollendet, soll man's wieder von vorn anfahen und die Grammatica den Kindern wohl einbilden; denn wo Solches nicht geschieht, ist alles Lernen verloren und vergeblich. Dieß

soll also die ganze Woche gehalten werden, und man soll den Kindern nicht jeden Tag ein neues Buch fürgeben. Einen Tag aber, als Sonnabend oder Mittwoch, soll man anlegen, daran die Kinder christliche Unterweisung lernen. Denn Etliche lernen gar nichts aus der heiligen Schrift, Etliche lehren die Kinder gar nichts, denn die heilige Schrift: welche beide nicht zu leiden sind. Es sollen das Vaterunser, der Glaube, die Gebote und einige Psalmen auswendig gelernt, und dabei Matthäus und einige andere leichtere Bücher der Bibel (nicht das Evangelium Johannis, St. Paulus an die Römer, Jesaias 2c.) gelesen und exponirt werden. Der dritte Haufe (unter dem Rector) soll Cicero, Ovid, Virgil, Metrik und lateinische Sprachübungen treiben. Die Stunde aber vor Mittage soll man bei der Grammatica bleiben; darnach, wenn sie in dieser genugsam geübt, kann man sie in der Dialektik und Rhetorik unterrichten.

Die Schrift erhielt den Titel: „Unterricht der Visitation an die Pfarrherren im Kurfürstenthum zu Sachsen," und fand bei allen Gutdenkenden die beste Aufnahme. Luther schrieb darüber an den Kurfürsten: „Unser Pfarrherr, Johann Pommer, und ich haben der Visitationen Acta überlesen und wenig darinnen geändert; denn uns Alles fast wohl gefällt, weil es für den Pöbel auf's Einfältigste gestellt ist. Daß aber die Widerwärtigen möchten rühmen, wir kröchen wieder zurück, ist nicht groß zu achten; es wird wohl still werden." Luther konnte es nicht lassen, hie und da ein Kraftwort einzufügen: trotzdem erweckte der milde Ton des Ganzen bei manchen Katholiken die Hoffnung, Melanchthon suche einen Rückzug zu ihnen. Es wurden daher auch Verhandlungen mit ihm angeknüpft, über welche er sich selbst äußert: „Man bittet mich, die Sache der Evangelischen zu verlassen, und erbietet sich, mich dafür reichlich zu belohnen. Sie halten mich für wankend und zweifelhaft, weil ich in den Visitationsartikeln schonend gewesen bin. Und gleichwohl sieht Jeder, daß ich in denselben nichts Anders niedergeschrieben habe, als was hin und wieder Luther selbst gelehrt hat. Weil ich aber alle harten und derben Ausdrücke gemieden habe, meinen sie, ich sei mit Luthern nicht einverstanden. Die weisen Herrn!" Betrübender war, daß

auch von evangelischer Seite der sittliche Ernst Melanchthons, der sich in dieser, wie in allen Schriften desselben ausspricht, Anstoß erregte. Johann Agrikola, Rector und Prediger zu Eisleben, fand in der geforderten unzertrennlichen Verbindung der Buße mit dem Glauben eine Beeinträchtigung der evangelischen Grundwahrheit vom rechtfertigenden Glauben und berief sich bei seiner Controverse auf Luther. Dieser vermittelte aber und der Streit, von Melanchthon eine „Tragödie" genannt, wurde sofort geschlichtet, vielmehr leider nur auf etliche Jahre beschwichtigt.

Troß diesen Anfechtungen gieng die Visitation indessen an der Hand des Büchleins von Statten. Melanchthon selbst, wie Luther, reiste umher und arbeitete den großen, vielen Schäden nach Kräften entgegen. Seine Eindrücke spiegeln manche Aeußerungen. „Wie kann man es verantworten, daß man die Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat. Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer sehe. Ich gehe oft bei Seite, und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes zu Stande sind. Und wer wollte nicht jammern, wenn er sieht, daß die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässiget werden, und die Seele desselben, die so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von ihrem Schöpfer und Herrn etwas weiß." — „Die Besuchung der Kirchen und Schulen verursacht mir große Beschwerde. Ich ziehe mir dadurch nur Haß zu, weil ich der unbesonnenen Hitze Einiger nicht zu Willen seyn mag." — Das Werk der Anfechtungen und Mühen ward jedoch mit manchfachem Segen gekrönt. Kirchen und Schulen erlangten ihre erste evangelische Organisation und entwickelten sich aus diesem Keime ununterbrochen. Ein besonderes Kind seines Schuleifers ist das Gymnasium in Nürnberg, das in den Jahren 1524 und 25 als eine Musterschule von Melanchthon eingerichtet worden war. So wirkte der Lehrmeister Deutschlands nicht blos durch Schriften und Vorlesungen, sondern auch durch praktische Erneurung des Schulwesens.

8) Der Reichstag in Augsburg.

Das ist das Testament, das ich ihnen machen will nach diesen Tagen, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihre Sinne will ich es schreiben, — und ihrer Sünden und ihrer Ungerechtigkeit will ich nicht mehr gedenken. — Wo aber derselben Vergebung ist, da ist nicht mehr Opfer für die Sünde. — So wir denn nun haben, liebe Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, — Welchen Er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege, durch den Vorhang, das ist durch sein Fleisch; — und haben einen Hohepriester über das Haus Gottes; so lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, und los von dem bösen Gewissen, und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser; — und lasset uns halten an dem Bekenntniß der Hoffnung und nicht wanken; denn Er ist treu, der sie verheißen hat. Hebr. 10, 16—23.

Daß das kirchliche Leben sich in evangelischer Richtung dermaßen entfalten und regeln durfte, hatte man einem Reichstag zu Speyer 1526 zu verdanken. Der Papst, die Uebermacht des Kaisers nach seinem Siege über Frankreich fürchtend, hatte sich mit den Feinden des Hauses Habsburg, namentlich dem französischen Könige Franz, in ein Bündniß eingelassen. Dieß stimmte natürlich die kaiserlichen Stände nachgiebiger gegen die Evangelischen, und so kam der Beschluß zu Stande, bis zu einem allgemeinen Concil möge jeder Reichsstand es mit dem Wormser Edikte halten, wie er gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue. Bald aber schlug die mildere Gesinnung wieder um. Es verbreiteten sich die beunruhigendsten Gerüchte von einem geheimen Bündniß der katholischen Fürsten, das die Unterdrückung der Reformation auf dem Wege der äußersten, blutigen Gewalt beabsichtige. Der junge Landgraf von Hessen, glaubensfrisch und thatenlustig, betrieb sofort aufs Eif-

rigste ein Gegenbündniß der evangelischen Fürsten und wollte dem Angriffe des Feindes durch eine rasche kriegerische Bewegung zuvorkommen. Allein der Kurfürst von Sachsen wurde von der Betheiligung durch die Abmahnungen Luthers und Melanchthons abgehalten, welche einmüthig an den Sieg des Wortes ohne Schwertschlag glaubten, und Philipp von Hessen mußte seine Rüstungen einstellen, weil von Seiten der Katholiken jede beabsichtigte Feindseligkeit abgeleugnet wurde. Damit stimmten freilich vielerlei Vorgänge nicht überein. In verschiedenen päpstlichen Ländern wurden evangelische Prediger verjagt, gepeinigt und hingerichtet. Der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, ließ in alle östreichischen Staaten ein von Grausamkeit strotzendes Glaubensgesetz wider die Ketzerei ausgehen, wie denn überhaupt das Haus Habsburg des Ruhmes leben und sterben kann, dem Evangelium die erbittertste, consequenteste Feindschaft gehalten zu haben. Mag jenes Bündniß auch noch nicht fertig auf dem Papier gestanden seyn, in den Herzen war's beschlossen. Dieß kam in dem grimmigen Gebahren der Parthei auf dem Reichstag zu Speyer vom Jahre 1529 deutlich zu Tage. Die Eröffnung desselben bildete sogleich die kaiserliche Erklärung, daß der schonende Beschluß des Speyrer Reichstags vom Jahre 1526 aufgehoben sei, den Schluß desselben bildete die erneuerte Einschärfung des Wormser Ediktes. Beides zusammen besagte nichts anders, als daß die Reformation ausgerottet werden solle.

Zu diesem Reichstag begleitete Melanchthon zum ersten Mal seinen Kurfürsten. Der allgemeine Schrecken, den das wüthende Auftreten der katholischen Mehrheit in Verbindung mit seltsamen Naturerscheinungen ausübte, lagerte sich auch auf die zarten Nerven Melanchthons. Seine Aengstlichkeit hieng offenbar mit den Nerven zusammen: als er zum ersten Mal, erzählt er selbst, das Gebrüll eines Löwen gehört, habe er am ganzen Leibe zusammengezittert. Er zeigte schon hier die Neigung, möglichst weit zur Beschwichtigung des Haßbrandes entgegen zu kommen, und ließ sich gegen den festen Widerstand der evangelischen Parthie öfters in ungerechten Vorwürfen aus. Aber am Kern des Evangeliums hielt er auch schon hier unerschütterlich fest.

„Wir sind," schrieb er heim, „als ein Fluch und Kehricht aller Welt; aber Christus wird das arme Volk ansehen und retten." Als daher alle Vorstellungen und Vermittlungsversuche nichts fruchteten, und man sich evangelischer Seits an Christo hätte versündigen müssen, um sich zu fügen, stimmte er jener Verwahrung gegen Zwang und Mehrheitsbeschlüsse in Glaubenssachen bei, welche den 20. April 1529 von den evangelischen Ständen unter dem Titel „Protestation" übergeben wurde und sämmtlichen Anhängern der Reformation den Namen „Protestanten" geschaffen hat. Es war dieß eine That, zu der unter so gefährlichen Umständen hoher Glaubensmuth gehörte, und der Name, der sich von ihr herschreibt, bleibt für unsre Kirche eine stete Mahnung, nie und nimmer eine Beeinträchtigung des göttlichen Wortes durch menschliche Auctorität zu dulden. Unter den Unterzeichnern waren ebenso Lutheraner wie Zwinglianer: wir tragen Einen Familiennamen.

In dieser letztern Beziehung errang sich Melanchthon ein großes Verdienst, um so größer dadurch, daß er es gegen oder über sich errang. Die Päpstlichen wußten nemlich recht wohl von dem Zwiste, der zwischen Luther und Zwingli in der Lehre vom Nachtmahl ausgebrochen war. Hierauf speculirten sie und wollten die Kluft befestigen, indem sie in Speyer eine Verdammung der schweizerischen Reformirten beantragten. Aber hiegegen wehrte sich Melanchthon, obgleich damals noch ganz und gar gegen Zwingli's Lehre gestimmt, aus allen Kräften und wurde in diesem Bestreben vom hessischen Landgrafen auf's wirksamste unterstützt, so daß alle evangelischen Stände den Protest mit einander unterschrieben.

Nichts desto weniger verwarf Melanchthon eine Waffenfreundschaft mit den Reformirten, welche hauptsächlich Philipp von Hessen betrieb, auf's Entschiedenste. So wenig als verdammen, so wenig dürfe man sie doch als Seinesgleichen ansehen, und ein gemeinschaftliches Handeln mit ihnen wäre höchst gefährlich. Noch schroffer erklärte sich Luther. Allein der Landgraf wollte kein Mittel unversucht lassen, eine Aussöhnung herbeizuführen und beschied die beiden Parthieen nach Marburg (2. Okt.).

Hier disputirten Luther mit Oekolampad, Melanchthon mit Zwingli. Eine volle Einigung kam zwar nicht zu Stande, denn die Nachtmahlsfrage blieb unerledigt: aber in sämmtlichen andern Hauptstücken des Glaubens einigte man sich auf vierzehn Grundartikel, und gelobte einander freundliche Gesinnung. Dieß leidliche Resultat schrieb Luther selbst vorzüglich seinem Gehülfen zu: „Philippus ist mir sehr lieb zu Marburg gewesen, denn, wo ich zu hitzig wurde, hat er mir immer den Zügel gehalten und Frieden und Freundschaft nicht sinken lassen.“ Eine rechte Verbrüderung scheiterte jedoch in Marburg sowohl als später in Schwabach und Schmalkalden an der Hartnäckigkeit Luthers, welcher nicht einzelne Zugeständnisse, sondern Verleugnung aller eigenthümlichen, abweichenden Ansichten von den Schweizern verlangte. Diese Hartnäckigkeit war Angesichts der drohenden Lage, in der sich der Protestantismus damals befand, äußerst empfindlich und hat daher bis heute viel Schimpf über sich ergehen lassen müssen: man halte sich aber auch das Große vor, daß Luther den größten Vortheilen für seine Sache zu Liebe keinen Fußbreit in Dingen des Heils von seiner Ueberzeugung abwich, und Angesichts eines solchen heroischen Gottvertrauens wird man bescheiden urtheilen lernen. Luther war derselbe in Worms und in Marburg: ein unbeugsamer Glaubensheld. Auch Melanchthon bleibt immer derselbe: ein friedfertiger Glaubensdulder. Bei dem Ersteren artete die Stärke manchmal in Härte, bei dem Letzteren die Milde manchmal in Schwäche aus. Auf Beide läßt sich aber anwenden, was Zwingli nach einer Lauge, die Luther über ihn ausgegossen hatte, diesem schrieb: „Wir betrachten Dich als ein Gefäß der Ehre, und thun es trotz Deiner Fehler mit Freuden.“

Kaiser Karl V. hatte noch aus Spanien heraus geschrieben, auf einem Reichstage zu Augsburg müßten die Religionsstreitigkeiten endgiltig beigelegt werden: dort sollten die Protestanten über ihren Bruch mit der katholischen Kirche zur Rechenschaft gezogen werden. Als das Ausschreiben in übrigens glattem Tone wirklich ergieng, verlangte der Kurfürst von Sachsen, Luther, Melanchthon, Jonas und Bugenhagen möchten ihm die Summe der evangelischen Grundsätze zusammenstellen und nach Torgau

bringen. So entstanden die Torgauer Artikel. Ursprünglich war auch Luther bestimmt, den Kurfürsten zu begleiten, und befand sich bereits mit demselben auf der Reise. Unterwegs jedoch entschloß sich der Kurfürst eines Andern und ließ Luther in Coburg auf der Ehrenburg zurück. Die Gründe dazu sind leicht zu errathen. Auf Luther lastete noch der Bannfluch des Papstes und die Acht des Kaisers: nachdem Kaiser und Papst gerade damals in Bologna ihr Bündniß gegen die Reformation auf's Feierlichste erneuert hatten und die römische Parthie eben jetzt Wuth schnaubte wie noch nie, so fürchtete man mit Recht für das Leben des Reformators. Auch mußte des Letztern Anwesenheit der guten Absicht, sich möglichst zu verständigen, hinderlich erscheinen: seine Person erregte an sich den glühendsten Haß der Katholiken und war nicht dazu angethan, ihn irgendwie beschwichtigen zu wollen. Hiedurch fiel die Hauptrolle auf dem Reichstag an Melanchthon. Sein erstes Geschäft bestand nach der Ankunft in Augsburg, 2. Mai 1530, darin, jene Torgauer Artikel zu einer förmlichen Vertheidigungsschrift des evangelischen Glaubens zu verarbeiten. Da Karl bis zum 15. Juni auf sich warten ließ, bekam Melanchthon für seine Arbeit sechs Wochen Zeit. Aber was für lange, bange Wochen waren dieß. Dem Kaiser wurden absichtlich die furchtbarsten Drohungen gegen die Protestanten vorausgeschickt: an allen Orten sollte man bereits den schrecklichsten Brand eines Religionskriegs flammen sehen. Karls Minister, der mit ihm über die Alpen gieng, äußerte: „Beim ersten Herannahen des Ungewitters werden die Protestanten auseinander fliehen, wie schüchterne Tauben, auf die ein Alpenadler sich stürzt.“ Luther auf seiner Ehrenburg, der so lange die bessere Meinung vom deutschen Reichsoberhaupt nicht aufgeben mochte, schrieb jetzt: „Kaiser Karl bedroht uns mehr, will schrecklicher gegen uns wüthen als der Türke. Es ist die Leidens- und Kampfesstunde Christi. Beten wir für Alle, welche bald Gefangenschaft oder Tod leiden werden.“ Man denke sich nun vollends den Druck auf Melanchthons ängstlichem Gemüthe!

Kaum wird jemals eine Arbeit unter so peinlichen Sorgen gediehen sein; er wog jedes Wort hundertmal mit dem Bedenken

ab, ob es nicht einen Tropfen Oehl in's Feuer schütten möchte, ob es andererseits der Sache des Evangeliums nichts vergebe? Der Schlaf mied ihn bei Nacht und oft klagte er mit Thränen im Auge, daß man ihm eine solche Last aufgebürdet habe und sie ihm durch allerlei Einreden noch saurer mache. Am 11. Mai wurde der erste Entwurf der Vertheidigungsschrift, Apologie, oder der Augsburger Confession an Luther nach Coburg geschickt und der Bote vom Kurfürsten angewiesen, das Manuscript mit der Antwort sogleich wieder zurückzubringen. Luthers Urtheil lautete: „Ich habe Magister Philipps Apologie gelesen: sie gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken; denn ich so sanft und leise nicht auftreten kann." Die „Leisetreterin" hieß Luther noch oft die Augustana. Dieß erinnert uns an den Ausspruch, worin er die Verschiedenheit seiner Natur von der Melanchthons schon ein Jahr vorher gezeichnet hatte: „Mein Geist, darum, daß er unerfahren ist in feinen Künsten und unpolirt, thut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen der Worte ausspeiet; so hat er auch das Schicksal, daß er rumorisch und stürmisch ist. Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen, darum meine Bücher viel kriegerisch sind; ich bin der grobe Waldrichter, der Bahn brechen muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich."

Trotz der Billigung von Seiten Luthers und anderer Freunde fuhr Melanchthon fort, noch täglich daran zu ändern und zu feilen. Am 31. Mai bekamen die Gesandte der evangelischen Stände Einsicht davon und erklärten alsbald diese Schrift für den gemeinsamen Ausdruck des protestantischen Glaubens: umsonst wollte Melanchthon, daß darin nur die Theologen ihre Ansicht ausgesprochen bezeichnen möchten. Letzteren wurde sie aber noch zu besonderer Berathung, Punkt für Punkt, am 14. Juni unterbreitet und von ihnen mit ganz wenigen Aenderungen dankbarst angenommen.

Dieses Meisterwerk Melanchthons legt in einer ebenso einfachen als durchdachten Form, in einer ebenso ruhigen als ent-

schiedenen Sprache die evangelische Wahrheit in 21 Artikeln dar. Die einzelnen Glaubenssätze werden in ihrer Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift und der ältesten Kirche, der wahrhaft katholischen, gründlichst nachgewiesen und natürlich aneinander gereiht. In einem besondern, folgenden Theile werden die gröbsten Mißbräuche der römischen Kirche in sieben Artikeln mit möglichster Schonung behandelt. Weil diese Schrift die vornehmste Bekenntnißschrift der evangelischen Kirche geworden ist, und die bedeutendste Leistung Melanchthons bildet, hängen wir sie diesem Büchlein ganz an und verweisen hier darauf.

Am 25. Juni wurde vor dem Kaiser und den Ständen des Reichs die Bekenntnißschrift durch Dr. Bayer vorgelesen. Die evangelischen Fürsten standen in hoher Begeisterung da, der Kaiser gähnte dazwischen, viele erbitterte Katholiken überkam der Zug des Geistes von oben und sie wurden voll Andacht, eine ungeheure Menge lauschte draußen im Hofe des Palasts und freute sich höchlich der ungewöhnlich starken Stimme des Vorlesers. Der Eindruck am Schlusse war den Römlingen gar unbequem. Der Bischof von Augsburg erklärte: „Was hier vorgetragen worden, ist die pure, lautere Wahrheit.“ Herzog Wilhelm von Bayern wandte sich zu Dr. Eck: „Ihr habt mir immer etwas ganz Anderes von der lutherischen Lehre gesagt.“ Eck sagte, er getraue sich doch, diese Schrift zu widerlegen. „Getraut Ihr Euch das mit guten Gründen?“ — „Mit den Kirchenvätern, ja,“ erwiderte Eck, „aber nicht mit der Schrift.“ — „So!“ entgegnete Herzog Wilhelm, „also sitzen die Lutherischen in der Schrift, und wir daneben.“

Der grimme Verfolger des Evangeliums, Herzog Heinrich von Braunschweig, lud Melanchthon zu sich an Tisch. Die fanatischen, unverbesserlichen Römlinge schäumten um so mehr vor Wuth: „Die Lutherischen haben ihre Confession mit schwarzer Dinte auf weißes Papier geschrieben, wir wollen ihnen mit rother Schrift antworten.“ Wirklich beantragten sie beim Kaiser, das Wormser Edikt solle einfach ohne weitere Verhandlung mit allen Mitteln aufrecht erhalten und durchgeführt werden. Allein der Kaiser verlangte von den katholischen Theologen zunächst eine

Widerlegungsschrift. Während diese sich nun acht Wochen lang an ihrem Machwerk zerarbeiteten, befiel Melanchthon eine Bangigkeit um die andere. Es ist merkwürdig, wie er selbst von dem gewaltigen, hebenden Eindruck, den seine herrliche Confession hervorgerufen, so viel wie nichts verspürt zu haben schien. Nur am Tage nach der Vorlesung, als er in den hohen Rath der katholischen Geistlichen beschieden und vom Cardinal Campegius mit allerlei Drohungen angedonnert wurde, antwortete er starkmüthig: „Wir können nicht die Wahrheit verlassen und befehlen dem Herrn unsre Sache. So Gott für uns ist, wer will wider uns sein? Endlich, es folge daraus, was da will, so müssen wir unsers Glücks und Unglücks erwarten." Wäre er nach so vielen Handreichungen zum Frieden hiebei endlich einmal fest verblieben, wie viele Unlust hätte er sich erspart! Aber er wurde von einer unglückseligen Angst, er könnte am Ausbruche blutiger Gewalt sich mitverschulden, und von einem unbegreiflichen Wahn, es lasse sich doch noch mit Rom ein Abkommen treffen, hin und her getrieben. Anfangs näherte er sich den Gegnern Tag für Tag mit neuen Vorschlägen zu gütlicher Uebereinkunft: natürlich die Arbeit des Sisiphus, dem der Stein, hatte er ihn den Berg hinaufgewälzt, stets wieder herabrollte. Zum Leidwesen darüber kam noch die Nachricht hinzu, daß sein geistlicher Vater, Doctor Martinus, allmählig sehr schwierig ihm gegenüber werde und sich zunächst über seine Saumseligkeit in der Correspondenz an ihn bitter beschwere. Hierauf entschuldigte sich Melanchthon mit seinen Bekümmernissen und Drangsalen. Aber Luther war davon wenig erbaut, kaum gerührt, und hielt es nun für Pflicht, seinem lieben Magister in etlichen Briefen den Text zu lesen. — „Gnade und Friede in Christo, in Christo sage ich, und nicht in der Welt. Amen. Was die Vertheidigung Eures Stillschweigens betrifft, davon ein ander Mal, lieber Herr Philippe. Eurer großen Sorge, durch welche Ihr geschwächt werdet, wie Ihr schreibt, bin ich von Herzen feind; daß sie in Eurem Herzen so überhand nimmt, ist nicht der großen Sache, sondern unsers Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewest zur Zeit Johannis Huß

und vieler andern, denn zu unsern Zeiten. Und ob sie gleich auch groß wäre, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet. Denn sie ist nicht unser. Was kränket Ihr Euch denn selbst so stets ohne Unterlaß? Ist die Sache unrecht, so laßt sie uns widerrufen; ist sie aber recht, warum machen wir Gott in so großen Verheißungen zum Lügner, weil er uns heißt, guter Ding' und zufrieden seyn? Wirf, sagt er, deine Sorge auf den Herrn (Ps. 55, 23. 1 Petri 5, 7.). Der Herr ist nahe allen betrübten Herzen, die Ihn anrufen (Ps. 34, 19. 145, 18.). Meint Ihr, daß Er Solches in den Wind redet oder vor Thiere hinwirft? Es kommt mich auch oft ein Grauen an, aber nicht allweg. Eure Philosophie, nicht Eure Theologie, plagt Euch so; dieselbe naget Euren Freund Joachim (Camerarius) mit gleicher Sorge, gerade als könntet Ihr mit Eurer unnützen Sorge Etwas ausrichten. Was kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge? Ich bitte Dich um Gottes willen, weil Du doch sonst in allen andern Sachen Dich wehrest, kämpfe doch wider Dich selbst, denn Du bist Dein größter Feind, weil Du dem Satan so viele Waffen wider Dich selbst reichest."

Etliche Tage darauf, nachdem er von Melanchthon im Anschluß an die Uebersendung eines Exemplars der Augsburgischen Confession gefragt worden war, wie weit man wohl in dem Punkte von beiderlei Gestalt, vom Ehestand und von der Priestermesse nachgeben könnte: „Eure Apologia habe ich empfangen und nimmt mich Wunder, was Du meinst, da Du zu wissen begehrst, was und wie viel man den Päpstischen nachgeben soll? In Beziehung auf den Fürsten ist es eine andere Frage, was einzuräumen sein möchte, wenn ihm Gefahr drohen sollte. Für meine Person ist ihnen mehr als genug nachgegeben in jener Apologie; wenn sie diese verwerfen, so weiß ich nicht, was ich noch weiter nachgeben könnte, es sei denn, daß ich zuvor ihre Gründe sähe und hellere Schriftstellen, als ich bisher gesehen habe &c. In meinem letzten Briefe habe ich Dich getröstet, wollte Gott, nicht zum Tode, sondern zum Leben. Was kann ich anders thun? Das Ende und der Anfang quält Dich, darum, daß Du sie nicht

begreifen kannst. Aber wenn Du sie begreifen könntest, so möchte ich ungern dieser Sache theilhaftig, viel weniger ein Urheber derselben sein. Gott hat sie an einen gewissen Ort gesetzt, den Du in Deiner Redekunst nicht hast, auch nicht in Deiner Philosophie; er heißt Glaube, in welchem alle Dinge stehen, die wir weder sehen noch begreifen können. Wer dieselben will sichtbar, erscheinlich und begreifbar machen, wie Du es machst, der hat das Herzeleid und Heulen zum Lohn der Arbeit, wie Du auch hast, wider unser aller vergebliches Widerstreben." — Am Tage darauf: „Ich mag in Wahrheit wohl sagen, daß ich in größerer Angst gewesen bin, als Du Dein Leben lang, wie ich verhoffe, kommen wirst, und wollte keinem Menschen wünschen, auch nicht denen, die uns jetzt wüthend verfolgen (sie mögen so verrätherisch und böse sein, als sie nur immer wollen), daß sie mir in solchem Falle sollten gleich werden. Und doch in solchem Jammer bin ich oft erquickt worden durch ein tröstlich Wort meiner Brüder, als Pommers, zu Zeiten das Deinige, oder Dr. Jonä und Anderer mehr. Warum willst Du uns denn wiederum nicht auch hören, da wir wahrlich nicht nach dem Fleische oder Welt, sondern nach Gott und ohne Zweifel aus dem heiligen Geiste reden? In einigen Sachen bin ich etwas schwach, Du aber beherzter; dagegen bist Du in gemeinen Sachen wie Ich in eigenen, und ich bin in gemeinen Sachen gesinnt, wie Du in Deinen eigenen (so ich anders eigen nennen soll, was zwischen mir und dem Satan gestritten wird). Du sagst, Du könnest Dein Leben wohl in die Schanze schlagen, seiest aber sorglich für die gemeine Sache. Ich aber, was die gemeine Sache betrifft, bin ich ganz wohlgemuth und fein zufrieden, denn ich weiß, daß sie recht und wahrhaftig ist, und das noch mehr ist, Christi und Gottes Sache selber. Derhalben bin ich schier als ein müßiger Zuschauer und wollte nicht ein Schnipplein auf die Papisten oder ihr Wüthen und Dräuen geben. Fallen wir, so fällt Christus auch mit, nemlich der Regierer der Welt. Und ob Er gleich fiele, so wollte ich doch lieber mit Christo fallen, als mit dem Kaiser stehen." Luthers Zuspruch hatte aber keine große Wirkung. Melanchthon

fuhr fort sich abzuhärmen und abzuplagen, unermüdlich neue Vermittlungen vergeblich versuchend. Wir haben dabei freilich sein krankhaftes, hypochondrisches Temperament, sowie vor Allem das in Rechnung zu bringen, daß dieses Hangen und Bangen niemals der eigenen, sondern immer und einzig der „gemeinen Sache" galt. Nichtsdestoweniger kann das Verhalten den Vorwurf unmännlichen, glaubensarmen Schwankens nicht von sich halten, besonders wenn man Luthers Unbeugsamkeit wider den Andrang der Gefahr dagegen hält. Leider hatte es auch dabei nicht sein Bewenden, daß Melanchthon sich den Gegnern mit immer neuen Vorschlägen näherte, leider betrat er am Ende noch den Weg der Gnade zu ihnen. Er schrieb einen Brief an den Cardinal Campegius, ach einen Brief voll De- und Wehmuth, worin er diesem geschwornen Widerpart des Evangeliums Compliment über Compliment wegen seiner Weisheit und Mäßigung machte, hierauf die Versicherung gab, daß die Protestanten in keinem Dogma von der römischen Kirche abweichen und gewiß die unterthänigsten Unterthanen des Papstes sein würden, wenn man sie wegen einiger Mißbräuche, auf deren Abstellung sie bestehen müßten, nicht verstoßen wollte. Nur ein „leichter" Unterschied in den äußern Gebräuchen stehe der Wiederherstellung der Eintracht im Wege. Man möge den Protestanten die Predigt des Evangeliums, das Nachtmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe gestatten, dann sei Alles im Reinen und die evangelischen Prediger werden sich wieder unter die Bischöfe stellen und die Kirche werde den alten Einen Leib auf's Neue darstellen. Melanchthon bekam seine Strafe von Campegius selbst: dieser wies das unwürdige Bittschreiben nicht bloß mit kaltem Stolz zurück, sondern ließ es bekannt werden, und es regnete sofort harte Reden über den Briefsteller. Allein die Furcht vor einem Religionskriege, der ausbrechen und in Deutschlands Eingeweide wüthen möchte, war zur förmlichen Krankheit des edlen Mannes geworden und auch diese bittere Erfahrung kurirte ihn von seinem verzweifelten Streben, mit Rom sich gütlich abzufinden, noch nicht. Um den Kaiser nicht noch mehr zu erbittern, weigerte er

sich sogar hartnäckig, mit den Anhängern Zwingli's, deren Abgesandte nach Augsburg wegen Anschlusses an die Lutheraner kamen, in irgend eine Verhandlung zu treten. Er habe zwar keine Bitterkeit gegen sie im Herzen, aber er dürfe seine Fürsten nicht mit dem Hasse belasten, der auf dem schweizerischen Dogma ruhe. Umsonst bestürmte ihn der Landgraf von Hessen: „Wir bekennen ja Alle denselben Herrn Jesum, einig, einig müssen wir bleiben!" Melanchthon wies jedes Hand in Hand mit ihnen einfach zurück. Und was erreichte er mit all diesen entgegenkommenden Schritten, Bücklingen und äußersten Rücksichten?

Am 3. August wurde die katholische Gegenschrift, Confutation, sammt allen ihren historischen Lügen plumpster Art öffentlich vorgelesen. Darauf erfolgte der gestrenge Erlaß des Kaisers, dieser stattlichen Widerlegung hätten sich alle Stände zu fügen, wo nicht, so werde er als Schirmherr der Kirche sie dazu zwingen. Einige Tage darauf entbot der Kaiser die protestantischen Fürsten besonders in den Kapitelsaal und Joachim von Brandenburg erklärte ihnen, wenn sie nicht ohne Zögern ihre Irrthümer aufgeben und unterschreiben, so falle die Schuld von dem Blute, das dann vergossen werde, auf sie, auf sie die Verwüstung der Länder; und dir, sprach er zum Kurfürsten von Sachsen, wird man Kurhut und Leben nehmen, und deine Unterthanen werden mit Weib und Kindern zu Grunde gehen. Solche Früchte trug die Nachgiebigkeit Melanchthons: dieselbe galt als ein Zeichen, wie muthlos die evangelische Parthie geworden wäre, und die Römlinge glaubten, sie werde bei einer kecken Angriffsbewegung vollends das Gewehr strecken.

Allein es gab auch katholische Bischöfe und Fürsten, welche aus allerlei Gründen den äußersten Maßregeln abhold waren, und diese setzten es durch, daß auf's Neue Vergleichsverhandlungen angeknüpft wurden. Melanchthon gieng wiederum tief in's Wasser. Sein Rath an die evangelischen Stände war abermals, sie möchten sich ausbitten Predigt des Worts, Kelch und Brod beim Nachtmahl, Priesterehe, und im Uebrigen möge man in den Gebräuchen weichen und sich namentlich auch die Oberaufsicht der

Bischöfe wieder gefallen lassen. Die dringlichsten Vorstellungen, daß diese Einräumungen einem Abfalle von der Sache der Reformation nahe kämen und die junge Saat des Evangeliums der Arglist des Feindes in bedenklichster Weise zurückgeben würden, verfingen nicht bei ihm. Erst der zähe Uebermuth, mit welchem ihm die Katholiken in den Verhandlungen selbst alle Vorschläge umstießen, zog die Binde von seinen Augen, er schlug einen ganz andern Ton an und ermannte sich zu einer energischen Haltung. Jetzt fielen die Römlinge mit Schmähungen über ihn her, als hätte er bisher nur aus Verschlagenheit eine so nachgiebige Rolle gespielt, um am Ende das mühsam gewobene Friedensband selbst wieder zu zerreißen. Von evangelischer Seite wollten ihm besonders die Städte wegen der eingeräumten Oberaufsicht und Gerichtsbarkeit der Bischöfe nimmer gut werden. Jedenfalls war es ein Glück, daß Melanchthons Vermittlungswerk strandete.

Anders rührte sich freilich Luther von seiner Ehrenburg aus. Er rief unter dem Dräuen und Toben der Papisten in das deutsche Reich und die ganze Christenheit das Trost- und Losungswort hinaus: „Christus lebt!" Und als er von den weitgehenden Vergleichsbemühungen hörte, schrieb er: „Wenn Ihr Etwas gegen das Evangelium einräumt und diesen Adler in einen Sack einsperrt, so wird, ich zweifle nicht, Luther kommen und diesen Adler herrlich befreien!"

In Betreff der Kriegsdrohungen ließ er sich vernehmen: „Wird ein Krieg daraus, so möge er kommen; wir haben genug gebetet und gestritten. Gott bereitet unsere Widersacher wie ein Opferthier zum Schlachten, damit er ihre Herrlichkeit stürze und sein Volk befreie. Ja Er wird uns retten aus Babel und seinen brennenden Mauern!" Aus dieser gottesstarken Stimmung heraus quoll das protestantische Nationallied „Ein' feste Burg" rc. und klang, Begeisterung weckend, durch Deutschlands Gaue wieder.

Anders handelte der andere Philipp, der Landgraf von Hessen. Auf die empörende Sprache des Kaisers verließ er heimlich in der Nacht Augsburg und sein Weggang wirkte als eine Kriegserklärung schreckensvoll auf die katholischen Fürsten, welche,

so voll sie den Mund mit Blut und Gewalt nahmen, noch keinesweges gerüstet waren. Der Landgraf schrieb den Seinigen: „Lieben Räthe und Getreuen! Ich habe Euer Schreiben mit sammt dem Nebenbericht und Mitteln genugsam gelesen. Ich kann aber bei mir nicht befinden, daß solche Mittel, sie seien auch von Papisten oder Evangelischen fürgeschlagen, anzunehmen seien. Denn es sind Mittel, eines Betrugs zu befahren, und sind allein Mittel für die Papisten, denn sie wissens nicht mit Gewalt zu dämpfen, nehmen sie nun List dazu, und darum Summa Summarum ist meine Meinung, bleibt bei meiner Verzeichniß, die ich Euch mit meiner Hand gegeben hab. So aber die Papisten wollten in ihren Landen die Prediger des lautern reinen Evangelii zulassen und der Pfaffen Ehe und Klosterpersonen Ehe nicht verbieten, auch die Todtenbitte und Heiligenanrufen fallen lassen, so wäre ihnen in andern Dingen viel um Lieb willen nachzulassen, die Predigt des Evangeliums würde wohl mit der Zeit das Uebrige ausrotten. So aber die Papisten in ihres Teufels Rosen sitzen bleiben wollen, und in ihren Landen nicht gestatten die Wahrheit des Evangelii lauter zu predigen, noch die Ehe frei lassen und die Sakramente nach Christi Einsetzung zu reichen begehrt würde, so sollt Ihr nicht um ein Haar weichen. Viel weniger ist der Bischöfe Jurisdiktion zuzulassen, dieweil sie das Evangelium in ihren Landen nicht zu predigen, noch zu treiben gestatten wollen. Denn da würde ein fein Narrenspiel aus werden, so sie sollten Examinatores über christliche Prediger sein, die selbst in der Lehre und Leben Kaiphas, Hannas und Pilatus wären. Zeigt den Städten diese meine Handschrift, und sagt ihnen: daß sie nicht Weiber seien, sondern Männer; es hat keine Noth; Gott ist auf unsrer Seiten; wer sich gern fürchten will, der fürchte sich. In keinem Wege williget, daß man die Zwinglischen mit Gewalt dämpfe noch verjage oder überziehe. Denn Christus hat uns nicht berufen zu vertreiben, sondern zu heilen. Greift dem vernünftigen Weltweisen, dem verzagten, ich darf nicht wohl mehr sagen, Philippo in die Würfel!"

Jedennoch konnte man dieses Philippi noch recht wohl

brauchen. Nachdem die Vergleichsunterhandlungen versandet waren, ließ der Kaiser am 22. September einen Reichsabschied verlesen, worin den Protestanten eine Bedenkfrist bis zum 15. April nächsten Jahres gewährt, und ferner bestimmt wurde, sie dürfen während dieser Zeit in ihrem Gebiete nichts Neues in Glaubenssachen drucken oder verkaufen lassen, Niemanden zu ihrer Seite herüberziehen und sollten sich mit den katholischen Ständen wider die Sakramentirer und Wiedertäufer vereinigen. Bei dem Papste wolle übrigens Karl dahin wirken, daß binnen sechs Monaten ein Concilium ausgeschrieben würde.

Hiegegen verwahrten sich die evangelischen Stände in aller Form und wollten eine neue Vertheidigungsschrift ihres Bekenntnisses, worin die katholische Confutation ihre Widerlegung finden sollte, übergeben. Allein der Kaiser verweigerte die Annahme und hierauf war die Geduld der protestantischen Fürsten zu Ende: sie verließen sämmtlich Augsburg.

Jene zweite Vertheidigungsschrift floß abermals aus der Feder Melanchthons und führte den Titel: Apologie der Augsburgischen Confession. In ihr war der fromme Gelehrte wieder auf seinem wahren Felde und leistete wieder Unschätzbares. Die Form ist etwas gelehrter, die Ausführung etwas schärfer als in der Confession, das Ganze gleich ausgezeichnet durch die lichtvolle Darstellung der evangelischen Wahrheit. Durch diese Arbeit bereitete sich Melanchthon auch bei Luther die beste Aufnahme bei der Zurückkunft. Dieser erklärte: „Philippus habe dadurch Alles wieder gut gemacht, und reichlich ersetzt, was er durch seine große Friedensliebe und Unterwerfung, bei seinem zugleich ängstlichen und furchtsamen Naturell, sollte versehen haben.“ Luther betrachtete den Augsburger Reichstag, ob er gleich resultatlos geendigt zu haben schien, mit Recht als einen Sieg der Reformation. Dieselbe wurde zwar nicht förmlich anerkannt, vielmehr verworfen, aber sie benahm sich selbst als eine Thatsache, die der förmlichen Anerkennung gar nicht mehr bedürfe. Den Vertheidigern des evangelischen Glaubens ertheilte der Reformator in einem Brief an Melanchthon das Lob: „Ihr habt Gottes

heiliges Werk, wie es geziemt den Heiligen, würdig ausgerichtet. Freuet Euch in dem Herrn und seid fröhlich ihr Gerechten; lange genug seid Ihr betrübt worden in der Welt. Sehet auf und hebet Eure Häupter in die Höhe, daß sich Eure Erlösung nahet. Ich will Euch heilig sprechen als die treuen Glieder Christi, und welchen Ruhm sucht Ihr sonst noch?"

Die Geschichte des Augsburger Reichstags bezeugt mit ausnehmender Klarheit die Reformation als ein Werk Gottes, nicht der Menschen. Man muß bei ihr, wie zeitweise auch mit Rücksicht auf Luther, sagen: das Werk gedieh nicht bloß durch, sondern auch trotz Melanchthon.

9) Ehren und Freuden.

Viele sagen von meiner Seele: Sie hat keine Hülfe bei Gott. Sela. — Aber du, Herr, bist der Schild für mich und der mich zu Ehren setzet, und mein Haupt aufrichtet. Ps. 3, 3. 4.

Je weiter die Friedliebe Melanchthons in Augsburg gegangen, zuweilen verirrt war, desto deutlicher wurde, daß die Protestanten von Papst und Kaiser nichts als Verfolgung mehr zu erwarten haben. Luther und Melanchthon sträubten sich daher nicht länger, ein Bündniß der evangelischen Fürsten gut zu heißen und sogar die Aufnahme der oberländischen, Zwinglisch gesinnten Städte darein zu genehmigen. Am 29. März 1531 kam der Schmalkaldische Bund zu Stande. Zu gleicher Zeit setzten sich die Könige von England und Frankreich mit der deutschen Reformation in auffallenden Verkehr. Beides bewog die kaiserliche Majestät, die Saiten wieder gelinder zu spannen und am 23. Juli 1532 den Nürnberger Religionsfrieden zu bewilligen, kraft dessen bis zu einem künftigen Concilium kein Stand den andern beleidigen oder beunruhigen sollte. So durfte Melanchthon auf eine Weile wieder in seinem Elemente, dem Lehramte und der Gelehrsamkeit, leben. „Ach," athmete er auf, „wenn man mich doch nie aus meinem Hörsaale abriefe und ließe mich zum Besten der Jugend ungestört arbeiten. Das ist meine Ruhe und Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt!" Sein erstes Geschäft war, die Augsburgische Confession herauszugeben. Sodann verfaßte er für die Studenten eine Anleitung zum Studium der Theologie, worin er zwar die Beschäftigung mit der heiligen Schrift obenan stellt, daneben aber die Philologie und Philosophie als unentbehrliche Hülfswissen-

schaften angelegentlichst empfiehlt. Freilich rollte auch in diesen Zeitraum ein höchst unbequemer Stein: die Pest griff in Wittenberg und der Umgegend so gefährlich um sich, daß die gesammte Hochschule auf etliche Zeit sich nach Jena übersiedeln mußte. Da jedoch Magister Philippus Bücher und Studirpult mitnehmen durfte, so war die Störung schon durchzumachen: er schrieb mehrere Schriften, von denen sein Commentar zu dem Brief an die Römer wohl die werthvollste war. Noch später hielt Luther die jungen Gesellen stets an, außer den Locis theologicis hauptsächlich diesen Commentar zu studiren, und derselbe fand auch außerhalb Deutschlands reichliche Verbreitung. Ueberhaupt war Melanchthon, vornehmlich seit dem Reichstag in Augsburg, was man so nennt, eine europäische Celebrität. Sein versöhnliches, nachgiebiges Wesen veranlaßte, daß man sich von verschiedenen Seiten aus lieber an ihn, als an Luther, wandte: denn an diesen konnte man nur kommen, wenn man entschlossen war, seinem Ausspruche sich schlechtweg zu fügen. Hievon geben uns die zwei Rufe Beleg, welche um diese Zeit von Frankreich und England aus an Melanchthon ergingen. Die Heilsbegierde, welche die Reformation durch das Evangelium stillte, hatte derselben auch in Frankreich viele Herzen zugekehrt. Allein der Drang der Herzen äußerte sich daselbst anfangs in herausfordernder, tumultuarischer Weise, und der König ließ sich dadurch zu den blutigsten Gegenmaßregeln fortreißen. Dennoch glimmte der Eifer für die Reformation unter der Asche der Märtyrer fort und in der nächsten Nähe des Königs blieben dem Evangelium Freunde. Es waren besonders die Gebrüder Bellay: der eine, Johann, Erzbischof zu Paris, der andere, Wilhelm, Kammerherr und Minister. Dieselben brachten es dahin, daß der König einige Schriften Melanchthons las und daraus wirklich von dem Wunsche beseelt schien, der Reformation einige Einräumungen in der französischen Kirche zu machen. Melanchthon wurde aufgefordert, einen Rathschlag einzusenden, wie man die katholische und evangelische Parthie vereinbaren könnte? Er setzte acht Artikel auf, in denen seine Augsburger Vermittlungsideeen auf's Neue zum Vorschein kamen. Einige Zeit hierauf ließ des Königs Majestät

sich sogar zu einem eigenhändigen Einladungsschreiben an den deutschen Magister herab, welches also lautete:

„Schon ehedem hat mir mein Minister, Wilhelm von Bellay, ein Mann, dessen Rathes ich mich vorzüglich in kirchlichen Angelegenheiten bediene, von Deinen Bemühungen gesagt, die Streitigkeiten über manche Religionslehren beizulegen. Jetzt überzeugt mich Dein Brief an denselben, und die mündliche Versicherung, welche Du meinem Gesandten Barrabas Vorräus gegeben hast, daß Du nicht abgeneigt bist, auch bei uns dieses Geschäft zu übernehmen. Da mir nun nichts mehr am Herzen liegt, als Einigkeit und Uebereinstimmung in Religionssachen, so habe ich nicht umhin gekonnt, meinen gedachten Gesandten Vorräus sogleich mit diesem Briefe, dem sichersten Beweise des Vertrauens zu Dir, wieder an Dich zu schicken und Dich zu bitten, sobald als möglich zu uns zu kommen und über die wichtigsten Lehrsätze Dich mit einigen besonders dazu erwählten Gelehrten zu besprechen und die Mittel anzugeben, wie Friede und Ruhe wieder hergestellt werden kann. Ich beschwöre Dich, laß Dich von Niemanden abhalten, diesen Deinen edlen und frommen Entschluß auszuführen. Deine Ankunft wird mir überaus willkommen seyn, Du magst nun als Privatperson oder im Namen der evangelischen deutschen Stände kommen. Auf jeden Fall wirst Du erfahren, daß ich für nichts mehr, als für die Ehre Deutschlands und besonders für die öffentliche Ruhe bemüht bin und schon bis jetzt gewesen bin. 28. Juni 1535.

Franz, König von Frankreich."

Melanchthon reiste mit diesem Brief in der Tasche selbst zum Kurfürsten nach Torgau und bat um Urlaub, der Einladung nach Paris zu folgen. Luther bat ebenfalls in einem Briefe: „Ich bitte Eure kurfürstlichen Gnaden, Philipp zu erlauben, in Gottes Namen nach Frankreich zu ziehen. Zu solcher Bitte bewegen mich der ehrlichen und frommen Leute klägliche Schriften, und daß man auf Philipps Ankunft den König dahin gebracht, daß des Mordens und Brennens ein Ende worden ist. Sollte nun den Leuten ihr Trost fehlen, möchten die Bluthunde Ursach gewinnen, ihre Sache mehr zu verbittern, und mit Brennen und

Würgen weiter zu fahren: daß ich achte, M. Philippus kann fast nicht wohl mit gutem Gewissen sie in solchen Nöthen lassen und sie ihres herzlichen nöthigen Trostes berauben, ohne daß der König selbst und die Seinen Argwohn schöpfen würden. E. K. Gn. wollen es auf Gottes Gnade die drei Monate M. Philippi wagen lassen. Wer weiß, was Gott will, dessen Gedanken ja allezeit höher und besser denn die unsern sind." — Allein der Kurfürst Johann Friedrich (Johann war 1532 im Beisein Luthers und Melanchthons heimgegangen) war zum Urlaub nicht zu bewegen. Er durchschaute die Falschheit des französischen Königs, welcher nur gerne eine Gelegenheit, sich in die deutschen Wirren zu mischen, erwischt, und dem Evangelium sicher keine Thüre geöffnet hätte. Auch fürchtete Johann Friedrich mit Recht, durch eine solche Absendung des ersten deutschen Theologen an den französischen Hof Kaiser Carl und seinen Bruder, den König Ferdinand, zu hart vor den Kopf zu stoßen. Nur war die Form, in welcher die Verweigerung erfolgte, für Melanchthon verletzend und derselbe trug schwer daran. „Sehr gerne ertrage ich die abschlägige Antwort des Fürsten. Aber die Kränkungen, welche darinne vorkommen, sind so beschaffen, daß sie einem unschuldigen Mann wohl nahe gehen. Es ist mir lieb, daß ich auf Fürstengunst nie bauete. Da giebt es der Schmeichler und Verläumder so viele, daß die Wahrheit immer leiden muß. Ich bin nicht so klein, daß es mir an Trost gebrechen sollte. Antworten will ich; aber jetzt nicht, sondern wenn ich noch mit kältrem Blute die Sache werde überlegt haben." Bald hernach lesen wir jedoch wieder in einem seiner Briefe: „Der Fürst sprach mit mir wieder sehr liebreich und ich mit ihm, denn Feindschaften müssen sterblich, Freundschaften aber unsterblich sein. Gern will ich eine Privatbeleidigung der öffentlichen Ruhe aufopfern. Die allgemeinen Trübsale sind ohnedieß so beschaffen, daß man nicht durch Privatleidenschaften das Uebel ärger machen darf."

Ebenso resultatlos blieben die Unterhandlungen, welche von England aus mit Melanchthon angeknüpft worden waren. Der König Heinrich der Achte, ein Spielball seiner Launen und Lei-

denschaften, hatte ehedem heftig wider Luther geschrieben und sich dadurch von dem Papste den Titel eines Glaubensbeschützers erworben. Jetzt war er mit seiner Gemahlin, einer Anverwandtin des Kaisers Carl, zerfallen und wollte von ihr geschieden sein. Da der Papst die Erlaubniß hiezu beharrlich verweigerte, trennte Heinrich die englische Kirche vom römischen Joche, und erklärte sich selbst zum obersten Bischof in seinen Landen. Wegen seiner Ehescheidung holte er von verschiedenen Fakultäten Gutachten ein und schickte mit dieser Absicht auch nach Wittenberg einen Abgesandten. Bald wollte der König von England überhaupt wegen einer Vereinigung in der Lehre mit den sächsischen Theologen sich benehmen und ließ bitten, man möge ihm Melanchthon in Person zuschicken. Allein der Kurfürst hatte gute Gründe, den abermals erbetenen Urlaub abermals zu verweigern: denn dem Könige handelte es sich viel mehr um eine Bemäntelung seiner Ehehändel, als um die Einführung des Evangeliums. Auch konnte Melanchthon nicht dazu bewogen werden, der Scheidung des Königs das Wort zu reden.

Endlich erhielt Melanchthon am Ende des Jahres 1534 auch noch eine Berufung aus reinen, lautern Motiven. Herzog Ulrich hatte nach langer Verbannung sein Land Württemberg mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen wieder erobert und führte mit großem Eifer die Reformation in seinem Lande ein. Im Zusammenhang hiemit wollte er auch die Universität Tübingen reorganisiren und glaubte, dieß durch eine Berufung Melanchthons als Professors am besten bewerkstelligen zu können. Der Letztere fühlte sich auch sehr versucht, diese Ehre anzunehmen: denn Wittenberg bot ihm viel Unangenehmes und Schwaben war seine liebe Heimath. Aber die Rücksicht auf den Kurfürsten oder dessen Haus vermochte ihn nach einigem Kampfe doch zuletzt abzulehnen. Johann Friedrich war über diese Treue höchlich erfreut und schrieb ihm einen äußerst gnädigen Dankbrief; ferner verfügte er, daß künftige Fasten das Haus Melanchthons vergrößert und ein Garten dazu gekauft werden sollte.

Obgleich nun die Uebersiedlung nach Tübingen unterblieb, so sollte ihm doch die Freude eines Besuches daselbst zu Theil werden.

Seitdem sein Bußenfreund Camerarius Lehrer an der dortigen Hochschule geworden war, wurde der Zug seines Herzens dahin noch vermehrt: er trat am 25. August 1536 die Reise in einem vom Kurfürsten überlassenen Einspänner an und kam über Frankfurt und Bretten am 24. September glücklich in Tübingen an. Drei Wochen blieb er im Hause seines Joachim und athmete lauter Wonne ein. Von allen Seiten wetteiferte man, ihm den Aufenthalt durch Beweise der ehrerbietigsten Liebe zu würzen. Herzog Ulrich erneuerte den Antrag, ob er nicht eine Professur in Tübingen übernehmen möchte? Und er antwortete, daß er nirgends lieber bliebe, aber er wisse von Wittenberg nicht loszukommen. Der Herzog lud ihn an seinen Hof nach Nürtingen und verhandelte daselbst mit ihm während etlicher Tage über wichtige Angelegenheiten der Hochschule und des kirchlichen Lebens in Württemberg. Melanchthon bat von Nürtingen aus seinen Freund Johann Brenz, wenigstens auf ein Jahr als Professor der Theologie nach Tübingen zu kommen. Sofort reiste er wieder heimwärts, nachdem ihm Ulrich noch 100 Goldgulden als Gnadengeschenk in die Tasche gesteckt hatte. Unterwegs hielt er noch einige Tage Rast in Nürnberg, sein Gymnasium und seine Freunde daselbst zu genießen. Einen längern Aufenthalt glaubte er sich nicht gönnen zu dürfen, weil ihn Briefe aus Wittenberg zu schleuniger Umkehr ermahnten. Es hatte sich nemlich dort das Gerücht verbreitet, er lasse sich in der That in Württemberg für immer zurückhalten, und war hierüber namentlich auch Luther sehr beunruhigt, der trotz allen Meinungsverschiedenheiten, die schon damals zwischen den Beiden aufgeklafft waren, doch „sein Herz mit Melanchthon theilen" und alles daran setzen wollte, den „hohen Mann," der „so große Arbeit gethan," für Wittenberg und sich nicht verloren gehen zu lassen.

Diese Meinungsverschiedenheiten betrafen zunächst und hauptsächlich die Lehre vom Nachtmahl. Wir erfuhren schon früher, daß sich Melanchthon gegenüber von der Ansicht Zwingli's, als ob das Nachtmahl ein bloßes Bekenntnißzeichen wäre, entschieden auf Luthers Seite stellte, der von Anfang an den sakramentlichen Charakter, wonach eine wirkliche geheimnißvolle Vereinigung mit

Christo durch den wirklichen Genuß Seines heiligen Leibes und Blutes darin stattfinde, mit allem Nachdruck festhielt. Im Verlaufe des gelehrten Streites, in welchem der Tag von Marburg ein Haupttag war, machten jedoch die Schweizer mancherlei Concessionen und gaben eine wirkliche Gegenwart Jesu im Nachtmahl mehr und mehr zu, nur bezeichneten sie diese Gegenwart mehr als eine geistige, während Luther die leibliche Gegenwart immer stärker betonte, so daß der Leib Christi im Sakramente mit den Zähnen zerbissen werde, und zwar sowohl von den würdigen als von den unwürdigen Communikanten. Gegen diese weitern Consequenzen der Lehre von einer wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl wehrte sich Etwas im Geiste Melanchthons, der überhaupt eben so viel Abneigung und Scheue, als Luther Reiz und Kühnheit hatte, in die tiefsten Tiefen der göttlichen Geheimnisse einzudringen, der glaubte, man solle sich am praktisch Wichtigen und Deutlichen vor Allem genügen lassen. Man kann jene Scheu eine Schwäche nennen, darf sie jedoch nicht Tücke schelten: wer aber Melanchthon liebt, heißt sie Einfalt. Seine Ansicht, wobei man sich auf beiden Seiten beruhigen sollte, theilte er dem Landgrafen Philipp mit den Worten mit: „daß wahrhaftig mit dem Brod und Wein der Leib und das Blut Christi, das ist wesentlich Christus, nicht figürlich sei. Hier sollen wir aber die Gedanken, so die Vernunft anrichtet, wegwerfen, wie Christus auf- und niedersteigt, sich ins Brod verberge und sonst nirgend sei." Zu einem ähnlichen Resultate kamen auch die eifrigen Verhandlungen, welche in jenen Jahren zwischen den sächsischen und schweizerischen Theologen gepflogen wurden. Die Sachsen hatten in Melanchthon, die Schweizer in Bucer ihren möglichst nachgiebigen, geschmeidigen Vordermann: und diesen Beiden hauptsächlich gelang es, 1537 eine Concordienformel zwischen den beiden Lagern der Reformation in Wittenberg zu Stand zu bringen, welche von den Protestanten in Deutschland mit großem Beifall aufgenommen wurde. Melanchthon aber dankte unter Freudenthränen Gott, weil der schmerzliche Streit wenigstens auf einige Zeit beigelegt schien.

---

10) Anfechtungen, Mühen und Leiden.

Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm. — Denn deine Pfeile stecken in mir, und deine Hand drücket mich. — Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor deinem Drohen, und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde. Denn meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden. — Meine Wunden stinken und eitern vor meiner Thorheit. — Ich gehe krumm und sehr gebückt, den ganzen Tag gehe ich traurig. — Denn meine Lenden verdorren ganz, und ist nichts Gesundes an meinem Leibe. — Es ist mit mir gar anders und bin sehr zerstoßen. Ich heule vor Unruhe meines Herzens. — Herr, vor dir ist alle meine Begierde, und mein Seufzen ist dir nicht verborgen! Ps. 38, 2–10.

Die sonnigen Tage in Tübigen gleichen einer letzten schönen Herbstwoche, nach welcher Sturm und Regengüsse dem dunkeln, herben Winter die Bahn bereiten. Melanchthon wurde zwar bei seiner Rückkehr nach Wittenberg mit Freuden empfangen, aber er zog in eine Stadt ein, die von nun an immer mehr sein „Dienst- und Zucht-Haus" wurde. Kaum hatte man sich von der Gewissenstyrannei des Papstthums losgesagt, so fuhr ein unduldsamer, inquisitorischer Geist auch in den Protestantismus. Und dieser unheilvolle Geist sah sich den frommen Magister Philippus zu seinem ersten Opfer aus. Seine Lebensgeschichte ist jetzt fast ununterbrochen eine Leidensgeschichte.

Melanchthon hatte noch unterwegs an Camerarius geschrieben: „Auf's schmerzlichste quälen mich die Religionsstreitigkeiten, durch welche, wie offenbar ist, die Kirchen und Staaten zerfleischt werden. Darum wollen wir uns von solchen Streitigkeiten zurückziehen und unsern Eifer ganz dem Unterrichte der Jugend und Bildung ihres Urtheils widmen, damit wir, so viel in unsern

Kräften steht, für die Nachwelt sorgen. Ich will mir je mehr und mehr alle Mühe geben, der Jugend gemäßigte und nützliche Grundsätze einzuflößen und sie von solchen thörichten Streitigkeiten abzuhalten."

Armer Mann! Ein ehrgeiziger Eiferer hatte bereits dafür gesorgt, daß das „Pfaffengebeiße," wie Luther solche Reibungen öfters nannte, ihn nicht in ruhige Thätigkeit kommen ließ. Ein Freund Melanchthons, Cruciger, hatte in einer Vorlesung geäußert, gute Werke seien zur Seligkeit nöthig. Dieß hatte sich der Pfarrer Cordatus aus Niemegk hinter die Ohren geschrieben und auch bald ausgelückert, daß diese Aeußerung eigentlich nur ein Echo der Ansichten Melanchthons sei und in dessen neuern Schriften vielfach spucke. Nun gieng ein Geschrei an, als ob durch jenen Satz der Einsturz des ganzen lutherischen Lehrgebäudes von der Rechtfertigung durch den Glauben beabsichtigt wäre: bis an den kurfürstlichen Hof wurden die Hochverräther, Melanchthon und Cruciger, denunzirt und verfolgt. Was half es, daß Philippus versicherte, mit Luther durchaus einig in diesem Dogma zu sein, daß er nur dem Mißverständniß eines todten Glaubens entgegentreten wolle? Jener Satz verfehlte sich einmal gegen den Buchstaben der Formel und sollte um jeden Preis geächtet werden. Cordatus wandte sich, da er bei der Wittenberger Fakultät und auch bei Luther keine Lust zum Einschreiten fand, an den Kanzler Brück: „ich kann nicht leiden, daß so ein großer Haufe zu Wittenberg der lieben Lehr des frommen Manns Lutheri, der doch allein Doctor dieser Sachen ist, Widerstand thun, Gott weiß, ohne rechte Ursache." Nachdem der Proceß bei Hof einmal anhängig geworden war, gelüstete bald noch andere Eiferer, weiteres Holz zum Feuer zu tragen. Ein Prediger zu Freiberg, Jakob Schenk, sandte einen Brief Melanchthons ein, worin ihm dieser geäußert hatte, daß man unter Umständen, wenn nemlich die Obrigkeit es nicht anders zugebe, das Nachtmahl auch unter Einer Gestalt reichen dürfte. Philippus schrieb an Brenz, es erhebe sich eine wahre Hydra gegen ihn: schlage er einen Kopf ab, wachse ein anderer nach. Durch letztgenannte Einräumung Melanchthons war indeß auch Luther ärgerlich geworden und es zog sich ein ernstliches

Gewitter gegen Jenen zusammen: er setzte eine Vertheidigung auf und sollte dieselbe an einem bereits festgesetzten Tage des Weitern mündlich ausführen. Die Schmach eines solchen Gerichtstags wurde noch durch eine Erkrankung Luthers abgewendet und zugleich kam dadurch der ganze Handel zum Stillstand.

Dagegen entspannen sich andere Chikanen, in denen die Feindschaft gegen einen Mann, der, wie man sagt, kein Hühnchen beleidigte, ihr Gift ausspritzte. Ein junger Magister, Lenmius aus Graubündten, hatte eine Sammlung von Epigrammen in die Luft springen lassen, worin Wittenberger Verhältnisse und Personen, darunter auch Luther und Melanchthon sammt Frau, persiflirt, überdem Anspielungen auf den kurfürstlichen Hof zu lesen waren: dagegen kam der Kurfürst Albrecht von Mainz mit einer stattlichen Portion Weihrauch weg. Ueber dies Büchlein entstand nun ernstliches Murren und gewaltiges Dräuen bis an den Hof hinauf und von ihm zurück. Melanchthon war dazumalen Rector und hatte als solcher die Pflicht, am Schlagbaum der Presse zu sitzen und zu wachen, daß nichts Gefährliches in Druck gelange. Das Schriftchen besah er zwar, jedoch nicht genauer, indem er es für eine bloße Bettelei beim Kurfürsten von Mainz hielt und so schlüpfte es hinaus. Allein die Entschuldigung mit einem leidigen Versehen wurde bezweifelt, vielmehr der Argwohn geweckt und genährt, Melanchthon habe bei Abfassung der Epigramme mit unter der Decke gesteckt. Auch die Strenge, womit der Rector den „Schandpoetaster" (Luthers Bezeichnung) mit Arrest belegte und relegirte, wurde nur als ein nachträglicher Nothbehelf gedeutet. Melanchthon mußte sich durch eine besondere Eingabe an den Kurfürsten reinigen, worin er den Thatbestand erzählte und zum Schluß erklärte: „Dieß ist die eigentliche Wahrheit, denn Untreu und Lügen sollen durch Gottes Gnade nicht an mir befunden werden."

In gleich elender Weise griffen die Gegner es auf, daß Melanchthon von einem italienischen Cardinal Sadoletus, einem berühmten Philologen, einen Brief mit Lobsprüchen erhalten hatte. Es erfolgte zwar nicht einmal eine Antwort, allein der Empfang des Briefes an sich wurde bereits als eine Spur, daß Melanchthon mit

den Papisten in geheimem Einvernehmen stehe, ausgebeutet. Er selber schrieb darüber: „Wenn man's verlangt, so kann ich den Brief ohne Furcht vorzeigen. Ich mache kein Geheimniß daraus. Ich glaube doch nicht, daß es strafwürdig ist, wenn ein Katholik gleichgültige Dinge an mich schreibt. Wohl dem, der solche Verleumdungen verachten kann, weil er ein gut Gewissen hat!"

Melanchthon fühlte sich unter solchen Erfahrungen natürlich immer peinlicher in Wittenberg und bezeichnet sich als einen an den Kaukasus angeschmiedeten Prometheus. Denn gehen ließ man ihn auch nicht, weil man ihn immer wieder zu sehr brauchte, wenn die öffentlichen Angelegenheiten zu gelehrten Verhandlungen Anlaß gåben. Die Reichstage und Religionsgespräche hatten dann wenigstens den Nutzen für ihn, daß der innere Zwist allemal eine Pause machte. Kaum gieng aber der Wind von außen wieder ruhiger, so fieng auch das dogmatische Gehetze gegen ihn wieder an. Leider gab es Leute, welche ihn auch bei Luther fortwährend zu verdächtigen und anzuschwärzen suchten: besonders wirkten Amsdorf und wie es scheint auch Katharina von Bora (von Cruciger Martini Hausfackel betitelt) in diesem unschönen Sinne. In einem Briefe seufzt Melanchthon: „Amsdorf hat an Luther geschrieben, er trage eine Schlange im Bußen, womit er mich meinte: so und noch anders wird über mich gesprochen." In Luther wehrte sich zwar die große, herzliche Liebe zu seinem Philippo mannhaft gegen solche Drachensaat. Aber sein heftiges Temperament drohte doch manchmal aufzuschäumen. Und Melanchthon forderte auch manchmal, natürlich nicht mit Willen, aber mit seiner von Natur etwas wächsernen Theologie, einen gerechten Unwillen des Olympiers heraus. Es war z. B. ganz ungehörig, daß Melanchthon an der Augsburger Confession fort und fort nach Belieben änderte, und es war eine Pflicht Luthers, ihm dieß vorzuhalten: „Philippe, Du thust nicht recht, daß Du die Augsburgische Confession so oft veränderst, denn es ist nicht dein, sondern der Kirche Buch." Am gefährlichsten war die Veränderung, welche er mit dem zehnten Artikel im Jahre 1540 vornahm. Nicht nur ließ er jetzt den Zusatz, in welchem die Lehre Anderer (der Schweizer) im Jahre 1530 verworfen wor-

den war, fallen, sondern er wählte auch über die Art und Weise des Empfanges von Leib und Blut Christi im Abendmahl solche Ausdrücke, durch welche die Vorstellung von einer Gegenwart Christi im Brode ausgeschlossen ward. Aber erst im Jahre 1544, wo der Sakramentsstreit mit den Schweizern auf's Neue heftig entbrannte, wurde die Reibung der beiden Freunde auf diesen Punkt so entzündlich, daß Melanchthon von Luther öffentlich in einer Druckschrift angegriffen zu werden und in Folge davon Wittenberg verlassen zu müssen fürchtete. Er schrieb an einen Freund: „In Kurzem wirst Du hören, daß, gleichwie Aristides von Athen, ich von hier verbannt bin.“ Allein Philipp von Hessen machte die dringlichsten Vorstellungen an den Kanzler Brück, auf Luther doch beschwichtigend einzuwirken: „denn sollte erst zwischen Luthero und Philippo Uneinigkeit erwachsen, helf Gott, was würde daraus werden!“ — Und Kurfürst Johann Friedrich ermahnte Luther durch den Kanzler Brück, wohl zu bedenken: „wie der Allmächtige sie Beide von wegen seines heilwärtigen Gotteswortes in dieser letzten Zeit vor Andern sonderlich gegeben, und wir aus einem Zerwürfniß zwischen ihnen nur die Widersacher Freude und Frohlocken haben und schöpfen würden.“ Das gute Wort fand einen guten Ort. Die beiden Gottesmänner verständigten sich, sei es durch ein Gespräch, oder stillschweigend: jedenfalls konnte Brück dem Kurfürsten berichten: „ich vermerke an Philippo nichts Anderes, denn daß Er und Martinus ganz gute Freunde sind. Der Allmächtige verleihe seine Gnade!“ Aber der Schmerz, von seinem geistlichen Vater aus Gewissensgründen in einem Lehrartikel abweichen zu müssen, wühlte sich tief in die Seele Melanchthons und sie floß in der Klage über: „Ach, daß man in mein Herz zu blicken vermöchte! Wenn man die Elbe mit meinen Thränen füllen könnte, so wäre die Größe meines Schmerzes über den unseligen Streit damit noch nicht ausgedrückt.“ Eines gewissen Mißbehagens konnte Philippus im Aufblick zu Luther nicht mehr ganz los werden: während Luther, wenn er die Löwenmähne zornig geschüttelt hatte, wieder ganz harmlos und liebreich an seinem Philippo sich freuen konnte. Melanchthon konnte noch später das Gefühl dieser

Zeit in einem Briefe nicht unterdrücken, er sprach von einer Knechtschaft, in der er gehalten worden sei, er habe wie Ulysses in der Höhle Polyphems gelebt rc. Allein dieß waren Ausdrücke empfindlicher, kränklicher Launen, in denen er die wahre Sachlage schief ansah. Denn diese war die, daß er, wie er selbst bekennt, ein „**ingenium servile**,“ d. h. ein schwächliches, unterthäniges Wesen hatte, das von der Wucht der Natur, nicht des Willens von Luther sich nothwendig gedrückt fühlen mußte, sobald sie ihm durch bestimmte Erfahrungen zum Bewußtsein kam. Uebrigens fand sein Urtheil das gerechte Gleichgewicht bald wieder. Er hielt sich auch den Altersunterschied vor (Luther hatte zwölf Jahre voraus) und fügt hinzu: „die Jüngern werden mehr von den Aelteren, als die Aelteren von den Jüngeren geliebt; die Liebe steigt unter sich, nicht über sich: nehme Solches ein Jeder bei ihm selber ab und denke ihm nach!“

Zu diesen innern Anfechtungen gesellten sich um jene Zeit auswärtige Geschäfte der angreifendsten Art, so daß wir's ganz verstehen können, wie Todesahnung und Todessehnsucht häufig bei ihm laut wurden. Auch finden wir ihn mehrmals der Auflösung nahe. Zuvor erinnern wir uns aber des Antheils, den Melanchthon an der Geschichte der Reformation vom Augsburger Reichstag an bis zum Ausbruch des schmalkaldischen Krieges nahm.

Unter den öffentlichen Verhandlungen dieses Zeitraums steht der Convent zu Schmalkalden oben an. Hier waren den 7. Februar 1537 die evangelischen Stände zusammengekommen, um sich zu berathen, ob sie der Einladung des Papstes Paul III. zu einem Concil in Mantua folgen sollten, und überhaupt endgiltig festzusetzen, worauf sie den römischen Zumuthungen gegenüber unabänderlich bestehen wollten. Luther hatte dießmal im Auftrag des Kurfürsten das Geschäft übernommen, die Schrift zu schreiben, welche die Grundlage zu bilden hätte, „wenn's etwa zur Handlung käme.“

Diese „schmalkaldischen Artikel“ bezeugten dieselbe Hand, welche die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte und enthielten die Erklärung der förmlichen Lossage von Rom, die Unabhängigkeitserklärung der evangelischen

Kirche. Sie wurden einmüthig unterzeichnet. Auch Melanchthons Name steht darunter, doch fühlte er sich zu einem Zusatz bewogen: „Ich Philipp Melanchthon halte diese obgestellten Artikel auch für recht und christlich; vom Papste aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, **jure humano** (nach menschlichem Rechte) auch von uns zuzulassen sei.“ Melanchthon ahnte wohl den bleibenden Riß, den jene Artikel in die Kirche und die Nation pflügten, und er konnte es nicht lassen, sein Gewissen durch eine solche Bemerkung bei der Unterschrift möglichst zu salviren. Heiße man's, müssen wir auch hiebei wiederholen, eine Schwäche, daß er die geschichtliche Nothwendigkeit der Trennung nicht begriff und an die Möglichkeit eines Undings, eines evangelischen Papstes, sich krampfhaft anklammerte: aber bedenke man den natürlichen Friedensdurst dieser Seele, bedenke man die unseligen Folgen jener, wenn auch unumgänglichen Unabhängigkeitserklärung, bedenke man die letzte Ermahnung des Waffenschmieds Georg Schwarzerd, und man wird für den Zusatz gewiß auch eine mildere Bezeichnung, vielleicht die der Pietät, finden. Die evangelischen Stände wollten aber mit Recht keine halben Maßregeln mehr versuchen. Zwar erkrankte Luther schon acht Tage nach dem Anfang des Conventes und mußte von Schmalkalden weggeführt werden. Aber beim Hinausfahren aus dem Thore richtete er sich im Wagen noch auf und rief der Begleitung das Abschiedswort heraus: „Gott schenke Euch lauter Haß gegen den Pabst!“ Und von diesem Wort waren die weitern Verhandlungen in seiner Abwesenheit beherrscht. Seinem Philippo habe er noch besonders gesagt: „Ich sterbe bald und die Sache des Herrn beruht auf Dich. Wirst Du die Kirche wieder unter des Papstes Gewalt bringen, so ist es Deine Schuld. Alles, was wir gearbeitet haben, ist dann verloren, und die Seelen, die kaum aus dem Elende heraus sind, wieder unglücklich.“ Und auch Melanchthon verspürte einen Hauch des Heldengeistes und that einen freiern, kräftigern Athemzug in der Schrift „über die Gewalt und Obrigkeit des Papstes,“

welche ihm aufgetragen und sofort den schmalkaldischen Artikeln ebenfalls als Bekenntnißschrift beigegeben wurde. Er nahm nun das Pabstthum, nicht wie es sein sollte und könnte, sondern wie es war und ist, und verwarf von diesem Standpunkt der Betrachtung aus ohne Widerspruch mit obigem Zusatz das göttliche und das menschliche Recht seiner Existenz. Das Resultat des schmalkalder Convents war, daß man einstimmig dem kaiserlichen Gesandten erklärte, die evangelischen Stände lassen sich vom Papste nicht nach Mantua bescheiden, sondern verlangen ein freies, allgemeines Concil. Hiemit gieng man gestärkt auseinander. Melanchthon reiste von Schmalkalden ab und nahm unterwegs den wieder hergestellten Luther mit, um gemeinsam mit ihm am 14. März in Wittenberg anzulangen. Seine Freude über die Genesung des Bruders Martin drückte er gleich darauf in einem Briefe aus: „Mich ergriff ein besonderer Schmerz, als ich Luthers Gefahr sah. Es bewogen mich dabei der Nachtheil der Kirche, aber auch meine Liebe gegen jenen Mann, und die Bewunderung seiner ausgezeichneten Heldentugenden. Die Gefahr eines solchen Mannes konnte mich nur heftig bewegen. Darum danke ich von Herzen Gott und unsrem Herrn Jesu Christo, daß er unsre Thränen und Seufzer angesehen und Luther seine Gesundheit wieder geschenkt hat."

In Betreff der mancherlei Religionsgespräche, welche bis zum Schmalkaldischen Kriege zwischen den Protestanten und Katholiken unter dem Eindrucke wechselnder politischer Verhältnisse, besonders der Türkengefahr rc., abgehalten wurden, lassen sich zwei Aussprüche Melanchthons anführen. Der erste war vom Frankfurter Fürstentag aus geschehen und schildert die schließliche Vergeblichkeit all dieser Verhandlungen: „Wir weben durchaus am Schleier der Penelope. Haben wir einmal eine Friedensformel verworfen, so wird uns eine andere vorgelegt, die sich von der vorigen nur den Worten, nicht dem Sinne nach unterscheidet." Sein persönliches Geschick bei diesen Unterhandlungen faßt er zusammen: „es ist nicht selten, daß man's bei solchen Versöhnungswerken keinem Theil recht macht; die Unsrigen klagen mich der Schlaffheit, die Gegner der Hartnäckigkeit an, und ich bekenne,

aus Friedliebe Manches eingeräumt zu haben, was noch nicht spruchreif war.“ Die Neigung letzterer Art zeigte sich bei Magister Philippus auch in dieser Zeit noch öfters. Doch wuchs er merklich in der Festigkeit der Ueberzeugung, daß Rom das Evangelium einfach nicht wolle, nicht daß es dasselbe anders wolle oder mißverstehe. Darum vergieng ihm auch immer mehr die Lust, zu „flicken.“ Vom Religionsgespräch in Worms aus (1540) bezeichnete er die päpstlichen Theologen als „unverschämte Heuchler.“ Und weiter schrieb er über die daselbst vorgeschlagene Verständigung: „Wenn auch spanische und französische Heere vor dem Thore stünden, so wollte ich die zweizüngigen Artikel nicht billigen.“ Ebenso mannhaft erwies er sich auf dem Reichstag in Regensburg (1541), wo die Katholiken auf Grundlage eines ganz perfiden Machwerks, des „Regensburger Interims,“ manövrirten. Er wurde wegen seiner entschiedenen Haltung ein Starrkopf geschmäht und beim Kaiser verklagt. Dieser lieh den Verklägern Gehör und beschuldigte ihn sogar, durch den französischen Gesandten sich aufsteifen zu lassen. Da bat Melanchthon den Kaiser um Erlaubniß, den Reichstag verlassen zu dürfen und erklärte am Schlusse des Gesuchs: „Ich weiß, daß unsere Lehre die Lehre der wahren katholischen Kirche ist, und glaube, daß viele Weise dasselbe bekennen. Aber Jene glauben, daß wir in Abschaffung der Mißbräuche weiter gegangen seien, als nöthig war. Sie wünschen eine Art Heiligenanrufung, die Privatmessen und Aehnliches beibehalten. Deßhalb wollen sie von uns einen Rückschritt und Billigung der ersten Keime der Mißbräuche. Da ich das nicht thun kann, so bitte ich nochmals dringend um meine Entlassung.“ Nachdem man ihn nicht gehen ließ, fuhr er in diesem Sinne fort, die evangelischen Stände zur Verwerfung der unredlichen Vorlagen zu bestimmen. „Ich kann und will dieß Buch nicht annehmen, und bitte Gott, den Vater unsres Herrn Jesu Christi, er wolle uns allen guten Rath und Hilfe verleihen, und seine Kirche, die er durch seinen Sohn zum ewigen Leben erlöset und wunderbarlich erhält, schützen und regieren. Und damit gleichwohl Männiglich meinen Glauben wisse, so will ich hiebei angezeigt haben, daß ich die Lehre unserer Kirche, die in

unsere Confession und Apologie gefasset, halte, und dabei durch Gottes Gnade zu bleiben gedenke, danke auch Gott, daß er seine Kirche wiederum erleuchtet hat, und wollte nicht gerne Ursache geben, die reine Lehre wiederum zu verdunkeln."

Als später abermals in Worms und Regensburg getagt wurde, und der Kaiser verlangte, die Evangelischen möchten das Concil zu Trient beschicken (welches von 1546—1563 währte und den römischen, d. h. unevangelischen Katholicismus im Wesen nicht verbesserte, sondern nur aufputzte), verfaßte Melanchthon die Schrift des Protestes hiegegen, worin die Beschwerden gegen den Papst auf's Neue und auf's Schlagendste ausgeführt wurden. Zum Reichstag in Regensburg durfte jedoch Melanchthon auf seine eigenen und Luthers Bitten nicht mehr: man sah zum Voraus, daß es sich nur um ein neues, vergebliches Blendwerk handle; denn die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, nicht die Verständigung mit ihm, war sichtlich beschlossen, nachdem der Kaiser freiere Hand zum Vorschreiten bekommen hatte. Aber auch in dieser Beziehung war Melanchthons Wesen erstarkt, daß er einer Erneurung des schmalkaldischen Bündnisses jetzt entschieden das Wort redete und um „herzliche, beständige, unzertrennliche Verbrüderung" der evangelischen Fürsten zu Schutz und Trutz den Herrn der Heerschaaren anflehte. Zwar kam diese Erkenntniß spät, zu spät, aber sie kam doch. Der Charakter Melanchthons, nicht nur seine theologische Ansicht, befand sich in einem aufrichtigen Bildungsprozeß.

Aber nicht allein fruchtlose Verhandlungen füllen diesen Zeitraum aus, die Reformation wußte den Zustand der Gebundenheit, in welchem sich der Kaiser durch anderweitigen politischen Drang dem Evangelium gegenüber befand, in fruchtbarster Weise zu benützen. Derartige Handlungen zum gedeihlichen Fortschritt der guten Sache forderten ebenfalls vielfach die Betheiligung Melanchthons heraus.

Der Verbreitung der Reformation mußte in des Höchsten Hand auch der Todesengel dienen. Herzog Georg in Sachsen, ein erbitterter Feind Luthers, wenn auch nicht gerade des Evangeliums, starb 1539, und zwar so rasch, daß er sein Vorhaben

nicht mehr ausführen konnte, sein Land dem König Ferdinand zu verschreiben. Sein Bruder Heinrich, der ihm auf dem Throne nachfolgte, berief alsbald Melanchthon nebst andern evangelischen Theologen, um das Land zu reformiren. Die Universität Leipzig wurde zuerst gesäubert, darauf in den übrigen Städten und Dörfern der sittliche und religiöse Unflath des Herzogthums kraft des Evangeliums weggeschafft. Einen süßen Lohn für diese beschwerliche Arbeit bekam Melanchthon dadurch, daß sein theurer Joachim Camerarius 1541 als Professor nach Leipzig berufen wurde. —

In Churbrandenburg starb Joachim I., ein solcher Wütherich gegen die Reformation, daß sich sogar seine Gemahlin als eine fromme Protestantin vor ihm nach Chursachsen flüchten mußte. Auf seinen Sohn, Joachim der Zweite, machte ein gräßliches Lästerwort des Papstes Clemens VII. einen so abschreckenden Eindruck, daß er sich dem Einfluß seiner Mutter mehr öffnete als dem seiner bigotten Erzieher und 1539 Melanchthon nach Berlin kommen ließ, damit derselbe eine neue Kirchenordnung für Preußen fertigen sollte. Es blieb zwar Anfangs noch einiger Unrath des Katholicismus hängen, aber doch waren die Brandenburger in die Reihen des Protestantismus entschieden eingetreten. —

In Kursachsen starb der Bischof von Naumburg-Zeitz und das Domkapitel hatte sich beeilt, an seine Stelle einen guten Katholiken in der Person des Julius von Pflug zu wählen. Der Kurfürst stieß aber diese Wahl um und wollte die Gelegenheit benützen, den Sprengel jenes Bisthums gleich seinen übrigen Landen zu reformiren. Als das Kapitel auf seiner Wahl bestand, schickte Johann Friedrich eine Abtheilung Soldaten auf das Schloß Zeitz und ließ durch einen Offizier bis auf weitere Regelung das Bisthum verwalten. Gegen solche Gewaltsanwendung sprach sich Melanchthon in einem Gutachten aus, wünschte die Erhaltung des Stifts, damit auch der Adel Lust zum Studium bekomme, und schlug den Fürsten Georg von Anhalt zum Bischof vor. Johann Friedrich ernannte aber hiezu den Superintendenten von Magdeburg, Nicolaus Amsdorf, und Melanchthon

bekam die Aufgabe, Kirche und Schule im Bisthum zu evangelisiren. —

Weniger glücklich gedieh das gute Werk, das der fromme Erzbischof von Köln in seinem Kurfürstenthum begonnen hatte, der Graf Hermann von Wied. Melanchthon übernahm auch hier die Rolle des kundigen, schonenden Rathgebers und verweilte vom April bis August 1543 in angestrengter Reformationsarbeit beim Erzbischof. Mit der besten Hoffnung war er wieder heimgereist und schrieb an seine Freunde: „Im Kölner Gebiet geht es mit der Kirchenverbesserung Gottes Gnade zu Dank erfreulich von Statten. Schon lehren in einigen Städten und Dörfern treue Prediger das Evangelium. Wir wollen Gott bitten, daß Er das Licht seiner Lehre weithin leuchten lasse und erhalte." Aber Rom wußte Mittel und Wege, den Aufschwung des Lebens wieder zu erdrücken, und der edle, greise Erzbischof Hermann wurde durch einen päpstlichen Nuntius entsetzt.

Unter diesen fortwährenden Anfechtungen und Mühen war es ein Wunder Gottes, daß die zarte Constitution Melanchthons nicht zusammenbrach. Er fühlte sich freilich manchmal weit unten in seiner Kraft und sagte z. B. einmal, als er zu einem nach Hagenau ausgeschriebenen Convent aus Wittenberg über die Elbbrücke hinausfuhr: „**Viximus in synodis et jam moriemur in illis**" (Wir lebten auf Synoden und sterben jetzo drauf). In der That wurde er auch auf dieser Reise in Weimar todtkrank (1540). Der nächste Anlaß war innerer Art. Während der Verhandlungen in Schmalkalden hatte der Landgraf Philipp von Hessen an Luther und Melanchthon das fatale Ansinnen gestellt, sie möchten ihm die Trauung mit einer zweiten Gemahlin genehmigen, weil er mit seiner ersten Gemahlin durchaus nicht zusammenleben könne. Die beiden Reformatoren glaubten einen seltenen Nothfall vor sich zu haben und sich nicht widersetzen zu sollen. Natürlich forderten sie aber vom Landgrafen, daß er ihre Ansicht unter dem Sigel des Beichtgeheimnisses hinnehme. Philipp machte aber Miene, den Beichtrath zu veröffentlichen, und versenkte damit Melanchthon in äußersten Kummer. Ein alter Berichterstatter erzähle uns den Hergang.

„Da nun eben zumal ausbrach, wie der Landgraf zu Hessen neben seinem rechten Ehegemahl auch die von der Sahla geehlicht und man sich vermuthen mußte, daß gemeldete That dem Evangelio bei dem Päpstlichen einen großen Schimpf und Nachtheil bringen würde, gieng solches dem Philippo gar sehr zu Herzen. Denn er sah und merkte, daß es dem Lutherischen Theil gar einen großen Stoß thun würde. Insonderheit fiel ihm dieses desto schmerzlicher vor, weil er je und alle Zeit zu diesem Landgrafen eine sonderliche Hoffnung und Zuneigung getragen, der aber nunmehr ein solches Aergerniß begangen hatte. Wiewohl Etliche sagen wollen, es sei ihm diese Schwermuth daher entstanden, daß er solches des Landgrafen unfertiges Vornehmen auf Ueberredung seines Hofpredigers Dionysius sollte gebilligt haben, welches ihm aber nachher zu Hofe zum höchsten geunbilligt. Ward derhalben mehr aus Grämniß und Schwermuth, denn anderer Ursachen halben, zu Weimar so heftig krank, daß er auch von allen Kräften kam, und nicht anders denn der gewisse Tod an ihm zu erwarten war. Als er nun so heftig krank lag und es mit ihm so gefährlich stund, ließ der Kurfürst bei Tag und Nacht Lutherum von Wittenberg holen, ehe Philippus noch stürbe. Da derselbe nun ankam, fand er leider die Sachen also beschaffen, wie er es zuvor war berichtet worden. Denn die Augen waren ihm gleich gebrochen, aller Verstand gewichen und das Angesicht schlaff und eingefallen, und wie Luther sagte, ein Hippokratisches Angesicht. Dazu kannte er Niemand, aß und trank nichts. Als ihn nun Luther so unbekenntlichen ansieht, erschrickt er über der Maßen, und spricht zu seinen Gefährten: Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieß Werkzeug geschändet! kehrte sich alsbald zum Fenster und betet ernstlich zu Gott. Allda, sagt Luther, mußte mir unser Herr Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen der Gebetserhörungen, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte. Hierauf ergreift er Philippum bei der Hand und spricht: sei gutes Muths, Philipp, du wirst nicht sterben! Obwohl Gott Ursache hätte zu

tödten, so will er doch nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Hat Gott die allergrößten Sünder, so je auf Erden gekommen, als Adam und Eva zu Gnaden wieder berufen und angenommen, viel weniger will er dich, mein Philippus, verstoßen, noch in Sünden und Schwermuth verderben lassen. Darum so gieb dem Trauergeist keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der tödten und wiederum lebendig machen kann, verletzen und verbinden, schlagen und wieder heilen kann. Denn Luther wußte wohl seines Herzens und Gewissens Anliegen. In solchem Ergreifen und Aussprechen fäht Philippus an, wieder Athem zu holen, konnte aber doch lange nichts reden bis über eine gute Weile. Da wendete er sein Angesicht stracks auf Luther, und fähet an, ihn um Gottes willen zu bitten, er wolle ihn nicht länger aufhalten, er sei jetzt auf einer guten Fahrt, er solle ihn lassen hinziehen, es könnte ihm doch nichts Besseres widerfahren. Mit nichten, sagt Luther, Philipp, du mußt unsrem Herr Gott noch weiter dienen. Also wurde Philippus je länger je munterer, und ließ ihm Luther eilend Etwas zu essen vorrichten und brachts ihm selber. Aber Philippus weigert sich davor. Da nöthigte ihn Luther mit diesen Dräuworten und sagte: Hörst du, Philippe! Kurzum du mußt mir essen oder ich thue dich in den Bann. Mit diesen Worten wurde er überdräuet, daß er aß, doch gar wenig, und also allgemach wieder zu Kräften kam."

Kurz darauf schrieb der Wunderdoctor Luther nach Wittenberg: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, sieht noch kränklich, aber doch leberlich, scherzet und lebet wieder mit uns, und isset und trinket im Zimmer und über Tische." — Melanchthon selbst pflegte später zu sagen: „Martinus hat mich aus dem Rachen des Todes gerissen."

Die Ehesache Philipps von Hessen machte ihm übrigens noch viel Herzeleid. Obgleich Luther bei einer Zusammenkunft mit den hessischen Theologen diese so heruntermachte, „daß ihnen das Wasser von den Backen lief" und sie gelobten, den Beichtrath geheim halten zu wollen, ließ doch etliche Zeit hernach der Landgraf eine Schrift ausgehen, um seine verdiente Schmach zu be-

schönigen; hiegegen sandte Melanchthon ein Gutachten ein, das dem Landgrafen die Wahrheit scharf in's Gesicht sagte.

Ein anderes Leiden stieß ihm auf der Reise vom vergeblichen Religionsgespräch in Worms zum vergeblichen Reichstag in Regensburg zu. Der Wagen, worin er fuhr, stürzte auf der pfälzischen und bayrischen Grenze um, wodurch er eine Quetschung und Verrenkung an der rechten Hand erhielt. Dieses Uebel wurde noch durch die Ungeschicklichkeit einiger Chirurgen verschlimmert. Als die Kunde nach Regensburg kam, hatte zwar der kaiserliche Gesandte Granvella die Höflichkeit, ihm den kaiserlichen Leibarzt zuzuschicken. Demungeachtet gieng die Kur nicht nach Wunsch von Statten und verursachte ihm große Schmerzen. Dazu kam der Verdruß, nicht selber schreiben zu können. „Was bin ich," klagte er, „anders als ein lebender Todter, nachdem ich meine Feder nicht mehr gebrauchen kann, die so oft den Wissenschaften und dem Staate nützlich und meinen Freunden angenehm war!" Seine Hand heilte zwar wieder allmählich, behielt aber lebenslange eine Schwäche.

11) Krieg und Verfolgung nach Luthers Tod.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. – Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. — Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Matth. 10, 34—36.

Kennten wir nicht das Gesetz Gottes, wonach wir durch viele Trübsale in's Reich Gottes gehen müssen, so vermöchten wir nicht zu verstehen, daß Melanchthon, der fromme, stille Mann, durch eine so schwere Kreuzesschule gehen sollte. Das Bisherige sollte nur ein Vorspiel von noch viel größerem Jammer sein. Bisher konnte sich seine zarte Natur stets an Luthers granitner Gestalt aufrichten, wie das Epheu den Stamm der Eiche umklammert: aber auch diese menschliche Stütze sollte fallen. Luther durfte im Jahr 1546 heim; seine Auffahrt geschah im Orte seiner Geburt, zu Eisleben. Dahin war er zur Ausgleichung eines Streites zwischen den dortigen Grafen von Mansfeld am 23. Januar abgereist. Am 18. Februar schrieb Melanchthon noch einen Brief an ihn, der also begann: „Dem ehrwürdigen Mann, durch Gelehrsamkeit, Tugend und Weisheit ausgezeichneten Dr. Martin Luther, dem Wiederhersteller der reinen Lehre des Evangeliums, seinem theuersten Vater! Ehrwürdiger Doctor und theuerster Vater! Ich danke Euch, daß Ihr so oft und liebreich an uns geschrieben habt. Nun bitten wir Gott, den ewigen Vater unsers Herrn Jesu Christi, daß Er Euch alle unversehrt nach Hause bringen möge." An demselben Tag, da Melanchthon dieß schrieb, brachte Gott Martinum zu sich nach Haus. Den 19. Februar erhielt Melanchthon die Nachricht. Er theilte sie

den Studenten alsbald in der Vorlesung mit, die er um 9 Uhr über den Brief Pauli an die Römer halten sollte, aber vor Betrübniß nicht halten konnte. „Liebe, fromme Jünglinge! Ihr wisset, daß ich vor mich genommen habe die Epistel zu den Römern, Euch dieselbige nach dem rechten natürlichen Verstande der Worte auf's Einfältigste zu erklären, dieweil darinnen die rechte wahrhaftige Lehre von dem Sohn Gottes begriffen ist, welche uns Gott auch zu unserer Zeit aus sonderlicher Gnade geoffenbaret hat durch den ehrwürdigen Vater und unsern lieben Lehrer Doctor Martin Luther. Wir haben aber den heutigen Tag eine solche traurige Schrift empfangen, die mich dermaßen bekümmert und leidig macht, daß ich zweifle, ob ich fernerhin werde mögen dieß mein Amt in der Schule ausrichten. Was aber das sei, will ich Euch jetzt anzeigen, dieweil mir das auch andere Herren gerathen haben, und vornehmlich darum, daß Ihr wisset, wie die Sache an ihr selbst ergangen sei, damit nicht etwa entweder Ihr selbst Solches anders ausbringet, denn wahr ist, oder andern Leuten Glauben schenket, so davon ein falsch Geschrei möchten ausbringen, wie gemeiniglich pflegt zu geschehen. Am Mittwoch, dem siebten Tag des Hornungs, kurz vor dem Nachtessen, hat Dr. Martinus seine gewöhnliche Krankheit bekommen, nemlich einen Fluß im Herzgrüblein, da der Magen anfängt, daran er auch hier etliche Male krank gelegen ist. Solcher Fluß ist ihm nach dem Nachtessen wieder gekommen, und da er nicht hat wollen nachlassen, hat er in die nächste Kammer begehrt, und ist daselbst bei zwei Stunden gelegen, bis die Schmerzen überhand genommen. Da hat er Doctor Jonas, der auch in derselben Kammer geschlafen, aufgeweckt und heißen aufstehen und sehen, daß seiner Söhne Erzieher Ambrosius die Stube einheizete. Demnach ist er hineingegangen, und ist alsbald Graf Albrecht von Mansfeld mit seinem Gemahl zu ihm gekommen sammt vielen andern, deren Namen in diesem Brief Eilhalben nicht gemeldet sind. Den 18. Februar Morgens vor 4 Uhr hat er sich Gott befohlen mit diesem Gebet: Mein lieber himmlischer Vater, ewiger, barmherziger Gott! du hast mir deinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, geoffenbaret; den habe ich gelehret,

den habe ich bekannt, den liebe ich und den ehre ich für meinen lieben Heiland und Erlöser, welchen die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten. Nimm meine Seele zu dir! — Indem redete er drei Mal diese Worte: In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du Gott der Wahrheit! Und sagte darauf: Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Dieß Gebet hat er etliche Mal gesprochen und ist also von Gott in die ewige Schule und ewige Freude aufgenommen worden, da er nun Gemeinschaft hat mit Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geiste, sammt allen Propheten und Aposteln. Ach! der Wagen Israel ist dahin, der die Kirche in diesem letzten Alter der Welt regieret hat! Denn wahrlich durch menschliche Klugheit ist diese Lehre nicht erfunden worden von Vergebung der Sünden und vom Glauben an den Sohn Gottes, sondern sie ist von Gott durch diesen Mann geoffenbaret worden, wie wir auch selbst gesehen haben, daß er von Gott ist erweckt worden. Darum lasset uns gerne seiner eingedenk sein und die Lehre, die er geführt hat, lieb haben, auch nun desto züchtiger und mäßiger leben, und uns erinnern, wie große Trübsal und Aenderungen nach dieses Mannes Abgang folgen werden. Dich bitt ich, du Sohn Gottes und Immanuel, der du für uns gekreuzigt und wieder aufgestanden bist, du wollest deine Kirche regieren und schirmen! Amen." Auf diese Worte kam eine solche Erregung der Gemüther, daß „auch die Wände Thränen weinten."

Am 22. Februar traf die Leiche Luthers unter dem Geläute aller Glocken und dem Zusammenfluß einer großen, jammernden Menschenmenge zu Wittenberg ein und wurde in der Schloßkirche beigesetzt; Bugenhagen hielt eine deutsche, Melanchthon eine lateinische Leichenrede. In dieser schilderte Letzterer die außerordentlichen Verdienste Luthers um die Kirche, wegen deren „fromme christliche Herzen für und für bis zur Ewigkeit die göttliche Wohlthat rühmen und preisen werden, die der Herr durch diesen **Dr.** Luther seiner Kirche gegeben;" sodann zeichnete er den persönlichen Charakter desselben: „Summa, es war in ihm das

Herz treu und ohne Falsch, der Mund freundlich und holdselig, und wie St. Paulus von den Christen fordert Alles, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohl lautet. Daher offenbar ist, daß die Härtigkeit, so er wider die Feinde der reinen Lehre in Schriften gebraucht, nicht eines zänkischen und boshaftigen Gemüths, sondern eines großen Ernstes und Eifers zu der Wahrheit gewesen ist. Solches müssen wir Alle und viele andere fremde Leute, die ihn gesehen und erkannt, von ihm Zeugniß geben."

Melanchthon ließ in vielen Briefen seiner Trauer den Lauf; unter Anderem schrieb er: „Der Schmerz der in meinem Herzen tobt, ist unbeschreiblich. Wie wenn zwei Reisende einen und denselben Weg gehen, und nachdem sie ihn lange gegangen sind, fällt der Eine todt hin, und der Andere jammert, so jammere ich nach Verlust meines Luthers. Ich glaubte immer vor ihm aus der Welt zu gehen, und muß ihn doch noch überleben. Wer weiß, was der Herr noch über uns beschlossen hat. Denn ich sehe nun wohl, ich habe noch nicht genug gearbeitet. Darum läßt mich der Herr noch leben. Auch Ich muß wirken, weil es Tag ist. — Ich preise Luthern glücklich, daß er keine Kriege der Religion wegen erlebte. Ich werde vielleicht nicht so glücklich sein." —

Die Ahnung traf schnell ein. Als hätte nur noch Luthers Abschied aus der Welt abgewartet werden müssen, entlud sich alsbald über seinem Grabe die lange drohende Donnerwolke des Religionskriegs. Schon im Juni 1546 hatte der Kaiser sich mit dem Papste zu gewaltsamer Unterdrückung verbunden und sprach im folgenden Monat die Reichsacht über den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen „wegen Hochverraths an Kaiser und Reich" aus. Allein den Deckmantel dieses Titels zerriß der Papst Paul III., indem er Europa verkündigte, das Bündniß mit dem Kaiser gelte „dem neuen Kreuzzug zur Ausrottung der Ketzer." Melanchthon mahnte zur Gegenwehr: „es ist nicht allein Menschenwerk, die Teufel wüthen und wollten gern noch größere Zerstörung in der Christenheit anrichten." Auch strömte die Wehrkraft des Protestantismus zu den Fahnen

der geächteten Fürsten an der Grenze von Schwaben und Bayern. Der wackere Anführer, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, wollte sogleich den Kaiser in Regensburg überfallen, und hätte diesen Ueberfall gewiß glücklich ausgeführt, weil er an Kräften damals noch weit überlegen war. Allein die evangelischen Theologen behaupteten, „der angreifende Theil dürfen die Evangelischen nicht sein." Dadurch verstrichen Monate, bis die Spanier, Italiener und Niederländer herbeikamen und gar die schreckliche Nachricht einschlug, daß der Herzog Moriz von Sachsen zum Verräther an seiner Kirche und an seinem Vetter, dem Kurfürsten von Sachsen, geworden sei und dessen Land im Einverständniß mit dem Kaiser überzogen habe. Das protestantische Heer löste sich auf. Johann Friedrich warf sich auf seine Kurlande zurück, säuberte diese vom Feind und eroberte sogar das Herzogthum Sachsen bis auf Leipzig und Dresden. Jetzt wälzten sich aber die kaiserlichen Heere gegen den Kurfürsten heran, dem die natürlichen Bundesgenossen, zersplittert und eingeschüchtert, nicht beisprangen, und schlugen ihn bei Mühlberg auf der Lochauer Haide vollständig auf's Haupt. Bedeckt mit Wunden, wurde Johann Friedrich selbst gefangen genommen und zum Tode verurtheilt „wegen Landfriedensbruch und Rebellion." Seinen Kurhut erhielt zum Lohne des Verraths Moriz von Sachsen. Johann Friedrich aber blieb seinem evangelischen Glauben im Kerker heldenmüthig treu und dichtete das Lied: „Ich g'winns, wer nur will wetten!"

Dieselbe Arglist und Heimtücke, womit Karl V. den Herzog Moriz von Sachsen zum Verrathe an seinem Vetter, dem Kurfürsten, vermochte, warf auch um den Landgrafen Philipp von Hessen den Strick. Es war demselben volle Gnade versprochen, wenn er Abbitte thue. Er kam hiezu und ward sogleich gefangen gesetzt. So waren die beiden Arme des Protestantismus gelähmt, der schmalkaldische Bund war zertrümmert, der Kaiser stand allein und allmächtig auf dem Felde, die Sache der Reformation schien für alle Zeit verloren, Deutschland zu einer spanischen Provinz werden zu sollen. Aber Gott sitzt im Regimente. Erbitterte den kaiserlichen Bundesgenossen, den Kurfürsten Moriz, bereits die strenge Haft, in der sein Schwiegervater, Philipp von Hessen,

vertragswidrig fortwährend gehalten wurde, so empörte sich auch allmählich sein deutsches Blut und protestantischer Familienname gegen den schandbaren Uebermuth, mit dem Karl V. gegen die Reichsverfassung und das Evangelium sich alles Mögliche herausnahm. Moriz machte plötzlich eine Schwenkung und überfiel, um, wie er sich ausdrückte, das Reich vor viehischer erblicher Servitut zu retten, mit Heeresmacht blitzschnell den Kaiser in Tyrol. Zwar konnte sich Letzterer noch flüchten, aber die Dinge standen jetzt so, daß er in den Passauer Vertrag willigen mußte (1552). Den Protestanten wurde völlige Gewissensfreiheit zugesichert und förmliche Rechtsgleichheit auf dem nächsten Reichstage verheißen, die Bedrückungen hörten auf, die gefangenen Fürsten kehrten in ihre Lande zurück. Zwei Jahre darauf (25. September 1555) erfolgte der Augsburger Religionsfriede, wodurch dem Protestantismus die politische Gleichberechtigung mit dem Katholicismus in aller Form des Gesetzes zugesprochen wurde.

Da wir mehr als genug wissen, wie schrecklich auf Melanchthon der bloße Gedanke an Krieg einwirkte, so brauchen wir nicht erst durch Stellen aus seinen Briefen uns zu überzeugen, daß das Kriegsschwert dieser Zeit mitten durch seine Seele mit blutiger Schneide gieng. Obgleich in allen seinen Aeußerungen der Schmerz um das gemeine Wohl und Wehe stets überwiegt, hatte er doch auch das Recht, sein eigenes persönliches Geschick aufs Tiefste zu beklagen.

Als Herzog Moriz mit seinen Truppen auf Wittenberg rückte, floh daselbst unter grimmem Schneegestöber, was fliehen konnte, Greise, Frauen, Kinder: Melanchthon suchte in Zerbst ein Unterkommen. Nach der Niederlage bei Mühlberg fühlte er sich aber auch hier vor den Greuelthaten der spanischen und italienischen Soldaten nicht mehr sicher und wanderte mit seiner Familie nach Magdeburg. Hier traf er unter andern Flüchtlingen auch Luthers Wittwe. Dieselbe bat ihn jammernd, sie doch nach Dänemark zu begleiten, bei dessen König sie der besten Aufnahme sicher war. Diese Bitte durchkreuzte seinen Plan, der Einladung des Kurfürsten von Brandenburg zu folgen. Er brachte Katharina von Bora bis Braunschweig, wo er ihr rathen mußte, bis auf Wei-

teres zu bleiben, da die Reise durch's Lüneburgische nicht gewagt werden konnte. Melanchthon selbst wandte sich nach Nordhausen, dessen Bürgermeister ihm nahe befreundet war, und beabsichtigte von da aus in seine schwäbische Heimath sich durchzuschlagen. Dieser Absicht kam auch ein neuer Ruf an die Universität nach Tübingen entgegen, allein es redete ihm eine innere Stimme zu, der Entwicklung der Zeitläufte doch noch etwas abzuwarten und wo möglich dem „Nestlein an der Elbe," sowie seinen Freunden getreu zu bleiben. Die tröstliche Zuversicht, daß der Herr, „der das Haus der Wittwe von Sarepta geschützt hat," der Sache der Evangelischen wieder eine freundlichere Wendung geben werde, verließ ihn überhaupt in jenen Drangsalen nie. Und sein Vertrauen wurde nicht beschämt. Es lichtete sich mehr und mehr. Die Universität Wittenberg wurde von Moriz wieder hergestellt und an die früheren Professoren ergieng die Aufforderung, dahin zurückzukehren. Andererseits hatten die Söhne des gefangenen Kurfürsten den Plan, in den ihnen verbliebenen Landen eine Hochschule zu errichten, zu Jena, und giengen Melanchthon an, daselbst eine Stellung anzunehmen. Dieß kostete die Pietät des treuen Unterthanen freilich einen schweren Kampf. Allein er entschied sich zuletzt doch für Wittenberg, indem er diese Universität mit Recht als das wichtigste Bollwerk der Reformation um jene Zeit ansah. „Wenn sie untergienge," schrieb er, „so würden nicht nur die Kirchen der Nachbarvölker wieder in Finsterniß zurücksinken, sondern die Feinde der Reformation würden ihre Zerstörung als einen neuen Triumph betrachten." In die Dienste eines Herrn zu treten, der an seinem Churfürsten so schlecht gehandelt hatte, machte ihm insoferne weniger Bedenken, weil er sich nicht als Diener des Fürsten, sondern des Evangeliums berufen glaubte. So kehrte er, nachdem er zuvor noch verschiedene Berufungen (nach Leipzig, Dänemark, Preußen, Brandenburg ꝛc.) abgelehnt hatte, am 25. Juli 1547 fröhlichen Herzens, weil guten Gewissens trotz allen Mißdeutungen, nach Wittenberg zurück. Die Wiederherstellung der Universität daselbst hatte zwar noch mit allerlei Nöthen, besonders der Geldnoth, ängstlich zu ringen, und Melanchthon glaubte einen Augenblick, sie werde

überhaupt nicht zu Stande zu bringen sein und er werde wieder davon wandern müssen. Doch blieb ihm dabei gegen die Schmähungen der Trost: „Auf jeden Fall habe ich weder Wollüste noch Schätze gesucht. Ich lebe hier wie ein Fremder auf meine Kosten, in allgemeiner Trauer und Gebet, und es vergeht mir kein Tag ohne Thränen.“ Die ökonomischen Verlegenheiten mußten daher oft groß sein, denn er hatte während der übeln Zeit sein Bißchen Vermögen besonders an arme Studenten, die ihn begleiteten, aufgezehrt. Mitte Oktobers konnte er endlich seine Vorlesungen eröffnen und seine Familie aus Nordhausen nachkommen lassen. Bald stand Wittenberg wieder als die erste theologische Hochschule in der protestantischen Welt da und Melanchthon stand an ihr als der erste Theolog. Nicht als ob er je die Stellung eines Diktators, wie Luther eingenommen hätte — dazu fehlte ihm ganz die Energie des Willens und der Kraft — aber der evangelische Geist seiner Person voll Feinheit und Freiheit handhabte ungesucht einen Scepter. Also angethan, war er auf dem besten Wege, den Protestantismus in sich selbst auszusöhnen, so daß von einer sächsischen und einer schweizerischen Lehre nicht länger die Rede gewesen wäre. Aber der dogmatische Fanatismus ließ alle seine Zerrgeister gegen diese Friedensgestalt los und trat das Friedenswerk aus Leibeskräften nieder.

Den Ausgangspunkt dieses „schädlichsten Pfaffengebeißes,“ das je die evangelische Kirche durchnagte und Melanchthons letzte Lebenskräfte auffraß, bildete das „Augsburger Interim.“ Es hatte damit folgende Bewandtniß. Der Kaiser wollte nach der Schlacht bei Mühlberg die Religionsfrage aus eigener Machtvollkommenheit zu „schleunigem Austrag und Endschaft“ bringen. Die Kirchenversammlung zu Trient machte ihm zu langsam voran. Zu diesem Zwecke ließ er durch zwei katholische Bischöfe und einen evangelischen Hofprediger (Agrikola) eine Kirchenordnung entwerfen, welche einstweilen (interim), d. h. bis zum endgiltigen Entscheide der Kirchenversammlung, den Umständen so weit Rechnung trug, daß die römisch-katholische Lehre der Hauptsache nach wieder in Geltung kommen, den Protestanten aber der Genuß des Nachtmahls unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe

eingeräumt werden sollte. Diese Kirchenordnung wurde (1548) auf einem Reichstag zu Augsburg zum Gesetz für die Protestanten erhoben. Alle guten Protestanten empörte diese widerrechtliche Verordnung und sie wehrten sich dagegen so gut als möglich. Auch Melanchthon, obgleich immer noch bereit, eine Wiedervereinigung mit der alten Kirche mit seinem Herzblut und mit der Nachgiebigkeit in unwesentlichen Gebräuchen zu erkaufen, stemmte sich gegen die Schmach dieses Interims aus aller Macht. Er verglich es mit einer Verderben brütenden Sphinx oder mit dem Götzenbilde, welches der König Nebukadnezar zur Anbetung habe aufrichten lassen; er erklärte wiederholt, sich lieber fangen, verjagen und tödten zu lassen, als dieses Buch anzunehmen, weil damit ein Verrath an der evangelischen Wahrheit begangen würde. Der Kurfürst Moriz meinte jedoch, man dürfe nicht so geradezu sich sträuben, sondern müsse nach einem Auskunftsmittel fahnden, wodurch die evangelische Lehre rein erhalten würde, dagegen die katholischen Kirchengebräuche als von unwesentlicher Bedeutung (Mitteldinge oder Adiaphora) wieder zugelassen werden sollten. Der Entwurf dieses Auskunftsmittels heißt das „Leipziger Interim.“ Zu den Mitteldingen oder den Adiaphora's, welche nur das Aeußere des Cultus, nicht das innere Seelenheil berühren sollten, wurde nun freilich Vieles gezählt, was ohne Beeinträchtigung des Evangeliums, also auch des Seelenheils, nimmermehr mitgemacht werden kann: Processionen, Meßgesänge, Priestertrachten, Altäre, Bilder, Festtage, Fastengesetze ꝛc. Unter solchem Ceremonienpomp hätte die Reformation ersticken müssen und hierauf war's von römischer Seite recht schlau abgesehen: unter dem Schafpelze etlicher Zugeständnisse lauerte der alte Wolf. Also müssen wir auch wünschen, daß Melanchthon dieß neue Machwerk faulen Friedens mit derselben Entschiedenheit wie das frühere zurückgewiesen hätte, und er bedauerte selbst später ganz offenherzig, in etlichen Stücken zu viel eingeräumt zu haben. „Ich bekenne, daß ich in der Sache gefehlt habe, und bitte Gott um Verzeihung, daß ich jenen trugvollen Berathungen nicht entflohen bin.“ — Aber wir haben gut reden. Der Druck jener Zeitlage war so furchtbar, daß nicht nur der sittliche Muth herunterge-

stimmt, sondern auch der geistige Prüfungsblick getrübt war. Selbst Brenz, der tapfere Reformator Württembergs, erklärte, der Arm des Kaisers laste so schwer, daß bis auf Weiteres nur „stille Duldung“ möglich sei. Jedenfalls meinte Melanchthon, jene Zugeständnisse in Formsachen tasten das Wesen des Protestantismus nicht an: der Kern des Evangeliums könnte sich wohl bis auf Weiteres eine unangemessene Schaale gefallen lassen. Er hat geirrt — aber gesündigt haben ohne Zweifel diejenigen, welche sich zum Strafamt an ihm herbeidrängten.

Den Reigen dieser Dränger und Würger Melanchthons führte ein junger Eiferer von 29 Jahren, Flacius, an. Derselbe hatte in Wittenberg studirt und war hiebei von Melanchthon besonders freundlich unterstützt worden, weil er in der That großen Ernst zum Studium zeigte. Bald erhielt er daselbst auch den Lehrstuhl des Hebräischen, ein Vorrücken in die Professur des verewigten Cruciger's gelang ihm aber nicht. Er wanderte nach Magdeburg und errichtete hier mit noch einigen Exulanten, Amsdorf und Gallus, jene sogenannte „Canzlei Gottes,“ aus welcher eine Schmähschrift um die andere gegen die kurfürstlichen Theologen, und insbesondere gegen Melanchthon, in die Welt hinausgeschickt wurde. Weil sie das eiserne Joch des Interims auf sich genommen und unter dem Titel von „Adiaphora's“ die evangelische Wahrheit verrathen hätten, werden sie als Baalsdiener, Buben, Epicuräer, Samariter 2c. im Koth herumgezogen. Den Wittenbergern handle es sich bei ihrer „Buhlschaft mit der babylonischen Hure“ um nichts Anderes als die allmählige Wiederherstellung des Papstthums. Um die Schwäche und Treulosigkeit Melanchthons in Sachen des Evangeliums in's grellste Licht zu setzen, gab Flacius eine Reihe von Briefen heraus, die Jener vom Reichstag in Augsburg aus geschrieben, und begleitete dieselben mit den giftigsten Bemerkungen. Es wird versichert, daß Flacius einige dieser Briefe aus Melanchthons Stube gestohlen hatte.

Melanchthon schwieg lange ganz. Schweigen war überhaupt eine besondere Stärke Melanchthons, eine Stärke, denn es gieng aus sittlicher Selbstverleugnung hervor. Er äußert sich einmal: „Es ist zuweilen nothwendig zu antworten, wenn Gottes

Ehre beeinträchtigt erscheint, wobei unser Bekenntniß erfordert wird. Bei gewichtigen und großen Dingen müssen wir sogar von Eifer entzündet sein. Zu einer andern Zeit ist aber wiederum nichts zu antworten, oder wenigstens mit großer Mäßigung, nemlich bei Vorwürfen geringerer Art. Schön spricht Cyprian: „Der ist nicht unglücklich, welcher eine Schmährede hört, sondern wer sie ausstößt,“ und in einem alten Gedichte steht, daß keine Musik wohltönender und harmonischer sei, als das Ertragen von Schmähungen. Denn also muß ein rechtschaffener Mann sich mäßigen können, daß er nicht sowohl durch Worte, als durch die That sich von persönlichen Beschimpfungen zu reinigen sucht. Herrlich sagt Euripides: „Wenn Zwei sich zanken und der Eine erzürnt ist, so ist der Schweigende der klügste.“ — Endlich glaubte er eine kurze Selbstvertheidigung veröffentlichen zu sollen. Er wies mit aller Ruhe auf seine Glaubenslehre und die Augsburgische Confession hin, wo seine Ueberzeugungen bis heute zu lesen seien. Die neuen Kirchengebräuche habe er nicht gemacht, sondern nur über sich ergehen lassen, weil er um den Preis eines weißen Chorhemdes die Predigt des Evangeliums nicht fallen lassen zu dürfen geglaubt hätte. In Betreff seines mißhandelten Charakters verweist er auf sein langes Leben voll Arbeit für das Evangelium und beruft sich auf das höchste Tribunal: „Gott, der Herzenskündiger, wird mich gegen diesen Lästerer schützen.“

Mitten unter diesen Anklagen der Ketzerei hatte Melanchthon eine Gelegenheit, sein ganzes Festhalten am innersten Wesen des Protestantismus deutlich an den Tag zu legen. Ein Königsberger Professor, Namens Osiander, ließ es sich beikommen, an der lutherischen Rechtfertigungslehre zu rütteln. Es handle sich nicht um eine Gerechtsprechung, sondern um eine Gerechtmachung. Hierin erkannte Melanchthon kein Adiaphoron oder Mittelding, sondern eine heilsgefährliche, katholische Beeinträchtigung des Verdienstes Christi. Zuerst wandte er sich daher privatim an Osiander und bat ihn herzlichst in einem Briefe, seine Irrlehre gründlicherer Prüfung zu unterwerfen. Aber Osiander war ein hochfahrender, eingebildeter Professor, der Melanchthon ganz von oben herunter und schmähsüchtig behandelte. So widerlegte ihn

Letzterer öffentlich in einer Schrift. Es sei von keiner Sündenvergebung durch das Verdienst Christi die Rede, wenn man sage: Ich heiße Gerechtigkeit dieses, das uns macht recht thun. Dagegen sagen wir also: Wir nennen Gerechtigkeit den Herrn Christum, dadurch wir haben Vergebung der Sünden und einen gnädigen Gott, und dazu in uns eine göttliche Gegenwärtigkeit." So müssen wir an Christum als den Mittler glauben und uns in Seine Wunden legen. — Uebrigens führte Melanchthon eine durchaus ruhige, von allen Persönlichkeiten freie Sprache. Osiander ließ sich jedoch dadurch nicht in gleichem Sinne gewinnen, er antwortete in einer Schrift voll Schimpfreden, welche betitelt war: „Aderlassen Herrn Philippi." Gegenüber der beleidigenden Sprache ließ Philippus sich vernehmen: „Daß Osiander mich mit hochbeschwerlichen Reden schmähet, daran er mir Unrecht thut, das weiß, der aller Menschen Herzen siehet und Richter ist. Ich habe ihn allezeit geliebet und geehret, wie männiglich weiß, und wundert mich, wovon diese große Bitterkeit herfleußt. Ich bin zu diesen großen Sachen wider meinen Willen gezogen worden und erkenne mich viel zu gering, habe also die Zeit, da viel ungereimte Opiniones irre geloffen, Fleiß gethan, die Summe rechter und nöthiger Lehre zusammenzuziehen; und so viel mir möglich gewesen, das habe ich treulich gemeint, der armen Jugend zu gute, und weiß wohl, daß alle meine Schriften viel zu gering und schwach sind, darum ich sie auch unsrer Kirche Urtheil allezeit unterworfen." Der Streit war im Begriff zu hellen Flammen aufzulodern — da starb Osiander ganz unerwartet (1552).

Auch dem Katholicismus hielt Melanchthon die evangelische Wahrheit auf's Neue unter die Augen. Er wurde beauftragt, eine Bekenntnißschrift, die dem Concil in Trient geschickt werden sollte, zu fertigen. In dieser „**Confessio saxonica**" war die **Augustana** wiederholt, die Polemik gegen den Katholicismus nur noch eingehender und schärfer ausgeführt. Im Jahre 1555 sollte er sogar selbst nach Trient reisen und war schon unterwegs: in Nürnberg hob sich aber die Weiterreise durch den kühnen Schlag von Moriz von selbst auf.

Die Protestanten bekamen jetzt eine weit freiere Lage nach

außen: nach innen riß dagegen der Geist der Unfreiheit um so schlimmer ein und ließ Melanchthon nimmer froh aufathmen. Schon früher hatte er gegen die Anklagen der Kanzlei Gottes in Magdeburg, als ob er päpstliche Sympathieen hegte, geäußert, das sei ein neues Papstthum, „daß solche ungestüme Leute alle Anderen zu ihrer Weise bringen und jeden, der ihnen nicht folge, greulich verdammen wollten.“ Und dieses neue Papstthum in der evangelischen Kirche griff mehr und mehr um sich. Auf seinen Schild schrieb es den Namen Luthers. Gegen einen solchen Mißbrauch hatte sich zwar Doctor Martinus feierlichst noch bei Lebzeiten verwahrt: „Zum ersten bitte ich, man möge meines Namens schweigen und sich nicht Lutherisch, sondern Christen heißen.“ Das sei katholisch; Er wolle Niemands Meister sein, sondern habe mit der Gemeinde die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist. — Nichtsdestoweniger sollte jetzt der lutherische Buchstabe das oberste Reichsgesetz der evangelischen Kirche und jeder Verstoß gegen ihn ein Majestätsverbrechen, wenn nicht eine Gotteslästerung sein. Weil dem Papstthum die Inquisition nie fehlen soll, machte auch diese afterlutherische Richtung eine förmliche Jagd auf Abweichungen von der lutherischen Lehre.

Zuerst wurde wieder, wie früher von Cordatus, die Behauptung eines Freundes von Melanchthon, Major, aufgestochen, daß gute Werke zur Seligkeit nothwendig seien. Der alte Amsdorf wählte sich diesen Angriff heraus und brachte es so weit, daß Major seine Stelle als Generalsuperintendent zu Mansfeld aufgeben mußte. Er erhielt dafür eine Professur zu Wittenberg, Melanchthon trat aber nicht weiter für ihn in die Schranken, weil er einsah, daß jener Satz, wenn auch richtig, doch der Mißdeutung so sehr ausgesetzt sei, daß man ihn lieber nicht in dieser Weise formulire. Amsdorf war kecker: er gab eine Schrift heraus unter dem Titel: „gute Werke sind zur Seligkeit schädlich.“ (Wie sich ähnlich Flacius später im Zank über den freien Willen des Menschen so weit überstürzte, daß er die Erbsünde für das Wesen der menschlichen Natur erklärte.) Melanchthon schwieg auch darauf. Aber es half ihn Alles nichts: er sollte den Lutheranern nicht aus den Zähnen kommen. Flacius näherte

sich ihm zwar wieder mit einer freundlichen Schwenkung: mit der einen Hand bot er ihm Versöhnung an und mit der andern legte er ihm eine Schrift vor, die Melanchthons Irrlehren verzeichnete und von diesem in aller Form eines Widerrufs unterzeichnet werden sollte. Entrüstet wies Philippus diese unverschämte Zumuthung zurück und erklärte, sich lieber auf seinen Tod vorbereiten, als sich ferner mit solchen Streitigkeiten befassen zu wollen. Aber Flacius gab keinen Pardon, er hetzte eine Schaar seiner Trabanten nach Wittenberg, welche den Wittenbergern die Feigenblätter abnehmen und „der Sache die Gurgel ganz abstechen" sollten. Als Melanchthon diese Leute mit ihren sogenannten Vergleichsartikeln, welche nichts als einen Widerruf seinerseits bezweckten, auf sich darkommen sah, wies er die frechen Schüler zuerst einfach ab. Des andern Tages aber erklärte er: „Als ich 1541 zu Regensburg meinem Freunde Sturm beim Abschied sagte: ich glaube nicht, daß wir uns in diesem Leben noch einmal sehen werden, antwortete dieser scherzend: wir kommen noch einmal zusammen, und zwar, um Dich zu kreuzigen. Diese Prophezeiung geht jetzt in Erfüllung. Nachdem ich dreißig Jahre die größten Arbeiten verrichtet habe, werde ich von allen Seiten her angefeindet, daß Ihr Euch meiner erbarmen solltet. Ihr legt mir Artikel vor, in denen ich mich und meine Freunde erdrosseln soll, und umstrickt mich so, daß ich keinen Schritt ohne Gefahr thun kann. Stimme ich Euch bei, so müssen sich Viele in unsern Kirchen über mich beklagen; thue ich es nicht, so regt Ihr die Eurigen gegen mich auf. Was soll ich also machen? Ich will auf die meisten von Euren Forderungen eingehen, wenn Ihr den Verdacht von mir wegnehmt, als hätte ich die Rechtfertigungslehre verfälscht, und wenn Ihr die Nothwendigkeit der guten Werke nicht schlechthin verwerft." So weit er also entgegenkam, so mannhaft wehrte er sich doch gegen das schimpfliche Ansinnen eines Widerrufs. „Wenn Ihr mich unterdrücken wollt, so unterdrückt mich, ich befehle mich Gott."

Die Zaghaftigkeit Melanchthons mußte sich immer bis zu einem gewissen Punkte verlaufen haben, dann machte sie erst einer entschiedenen, muthigen Haltung Platz. Noch in seinen

letzten Lebensjahren gab er in einer geringern Angelegenheit einen Beweis von dieser seiner Art, welche er im Großen gleicherweise stets eingehalten hatte. Es gab in Wittenberg einen Studentenkrawall. Melanchthon, der Rector der Universität, ließ die Tumultuanten beschwören, ruhig aus einander zu gehen. Als aber alle Mahnungen nichts halfen, gieng der schwache Greis selbst auf die Straße herab, erwehrte sich mit seinem Degen der Andringenden und stellte so die Ordnung her. Die Flacianer waren freilich hartnäckiger. Ob denn, ruft er aus, seine Nachgiebigkeit sie gar nicht rühre? Ajax habe sich doch mit Hektor zufriedengestellt, als dieser gewichen sei — warum sie trotz allen Erklärungen fortfahren auf ihn loszuschlagen? Flacius wollte eben förmlichen Widerruf „des alten Irrlehrers," und erklärte auf die Erwiederung desselben ganz wüthend: „die Thüre muß so lange knarren und der Hund so lange bellen, bis der Ochse aufwacht." Solche Leidenschaft riß ihn so weit fort, daß er auf die Hausehre des Protestantismus gar keine Rücksicht mehr nahm, sondern sie auf's erbärmlichste beschmutzte.

Nach dem Willen des Kaisers fand nemlich zu Worms (11. Sept. 1557) die letzte vergebliche Besprechung römischer und evangelischer Theologen zum Zweck einer Ausgleichung statt. Da verbanden sich denn die Flacianer mit den Römlingen zu dem Antrage, man solle vor Allem sämmtliche Irrlehrer, besonders die von der Augsburgischen Confession Abgefallenen, öffentlich verdammen. Es war deutlich auf Melanchthon abgesehen. Allein die große Mehrheit der Protestanten ergriff doch ein sittlicher Schauer gegen den gehässigen, häßlichen Antrag und ließ denselben gottlob durchfallen. Darauf reisten die herzoglich sächsischen Abgesandten (die Flacianer) mit Protest ab, die Katholiken brachen gleichfalls die Verhandlungen ab, weil sie keine Seide dabei zu spinnen vermerkten, und schoben natürlich die Schuld auf die Starrköpfigkeit der Protestanten. Einen größern Schimpf, wurde mit Recht gesagt, hat die Reformation im 16. Jahrhundert nicht erfahren. Roms Schadenfreude sprach der Papst Paul III. in einem Schreiben an den neuen Kaiser Ferdinand aus: Gott habe seinen Muth durch die Nachricht, daß die Protestanten eben so heftig unter einander als mit

den Katholiken gekämpft, neu gestärkt; jetzt sei die beste Gelegenheit da, um Deutschland von der protestantischen Seuche ganz und für immer zu befreien; um keinen Preis möge sie doch der Kaiser vorüber gehen lassen.

Der schwer gekränkte Mann warf sein Friedensvertrauen, so tief es manchmal erschüttert war, doch niemals ganz weg. Als besonders auf Betrieb des frommen Christophs, Herzogs von Württemberg, die evangelischen Fürsten sich alle mögliche Mühe gaben, das Band der Eintracht um ihre Kirchen zu schlingen, breitete er dieser guten Absicht entsprechende Vermittlungsschriften unter, welche die alte Schonung und Mäßigung Melanchthons kennzeichnet. Die sächsischen Theologen aber, von Flacius beherrscht und vom Weimarer Hofe begünstigt, sperrten sich mit dem verbissensten Eigensinn und schmähten die Versuche mit der bissigsten Wuth. Den Frankfurter Receß, von Melanchthon abgefaßt, nannten sie nur das samaritanische Interim und gaben dagegen eine förmliche Recusationsschrift, etwas später eine Confutationsschrift heraus, worin die sämmtlichen Irrlehren der unionsfreundlichen Richtung verdammt wurden. Als einige Jenenser Theologen ihre Betheiligung an diesen Verketzerungen verweigerten, wurden sie eingekerkert. Melanchthon antwortete in einem „Bedenken," worin er mit aller Ruhe sich vertheidigte. Es handelte sich hauptsächlich um zwei Vorwürfe, die von den Flacianern erhoben wurden. Diese fanden eine Beeinträchtigung der Gnade darin, wenn man nicht mit ihnen annähme, daß der Mensch sich beim Werk der Bekehrung lediglich nur wie ein Stein und Stock verhalte. Melanchthon beharrte aber dabei, daß der Mensch sich dem Zuge der Gnade, die freilich bevorgehen müsse, mit seinem Willen sodann hinzugeben habe, daß also eine Mitwirkung (Synergismus), wenigstens durch persönliche Einwilligung von Seiten des Menschen stattfinde. Darin erklärte er, nicht einen Finger breit nachgeben zu wollen, weil er sich anders keine christliche Moral denken könne, und er versicherte, daß Luther ihn während eines dreißigjährigen Zusammenseins niemals darüber angefochten habe. Den andern gleich hitzigen, oder noch hitzigern Streit erregte auf's Neue die Lehre vom Nachtmahl. Seit der Con-

cordienformel vom Jahre 1536 hatte man sich in der evangelischen Kirche an der Bestimmung genügen lassen, daß Christus im Abendmahl wahrhaft zugegen sei und im Genusse des Brods und Weins Sein Leib und Blut genossen werde: näherer Bestimmungen enthielt man sich. Aber in der Schweiz war Calvin (geb. 1509) in die Scene getreten und hatte sowohl gegen die blos bildliche Auffassung Zwingli's als gegen die ganz substantielle Auslegung der Einsetzungsworte eine Ansicht aufgebracht, wonach Brod und Wein zwar Zeichen, aber keine leere Zeichen sein, der Leib Christi zwar nicht räumlich, aber doch der Kraft nach wirklich anwohnen, und zwar nicht in und unter, aber doch mit dem Brode (d. h. zu gleicher Zeit) wahrhaftig von den Gläubigen genossen werden sollte. Den Flacianern genügte, um Lärm zu schlagen, daß diese Lehre von der Formel Luthers jedenfalls abwich. Es kam zu den handgreiflichsten Verfolgungen gegen Solche, welche Neigung zur Ansicht Calvins blicken ließen, namentlich hatte ein Domprediger Hardenberg in Bremen darunter schwer zu leiden. Erst dieß vermochte Philippum, den Mund endlich aufzuthun, indem er ein Zeugniß dagegen ablegte, daß der Leib und das Blut Christi von Gläubigen und Ungläubigen verzehrt werde. Der Fassung Calvins pflichtete er aber nie rückhaltslos bei, sondern hielt am Wortlaut der Augsburgischen Confession fest, weitere Gedanken verschließend, wenn auch entschieden gegen eine Verdammung des Calvinismus einstehend. Für's Beste erklärt er, wie schon früher, sich auf den Ausspruch Pauli zurückzuziehen: das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi. Der Hauptkämpe der steifen Formel „in, mit und unter" war dießmal ein junger Mann von 31 Jahren, Tilemann Heßhuß, der auf Melanchthons Empfehlung als Professor und Generalsuperintendent nach Heidelberg gekommen war. Alsbald geberdete er sich daselbst als den Papst der Pfalz. Dieß Gebahren wurde um so verderblicher, als es auf den Widerspruch eines ebenso herrschsüchtigen Mannes stieß, des Diakonus Klebitz. Die beiden Geistlichen vergaßen sich in ihrem dogmatischen Eifergeist bis dahin, daß sie am Altare des Herrn vor der Gemeinde um den Kelch förmlich mit einander rangen. In Folge davon

wurden Beide vertrieben und der Kurfürst, des Gezänkes müde, führte den Calvinismus in seinem Lande, der Pfalz, gewaltsam ein. Dagegen setzte in Württemberg Brenz die strenglutherische Abendmahlslehre als Glaubensgesetz durch. So erlebte der friedensdurstige Magister Philippus nichts als immer größere Zerklüftung in der evangelischen Kirche. Ein offenes, entschiedenes Bekenntniß legte er diesen argen Wirren gegenüber nicht mehr ab. Seine Hoffnung, etwas Ersprießliches damit leisten zu können, wurde nachgerade von der Furcht überwogen, mit jedem Versuche den Schaden nur zu mehren. Auch scheint ihm von Seiten seines Regentenhauses ein Schloß an den Mund gelegt worden zu sein. So blieb ihm nur das Seufzen und Harren. Furcht vor persönlicher Verfolgung konnte ihn wahrlich nicht abhalten, denn diese konnte kaum mehr höher steigen: eine Absetzung und Verjagung konnte er nach solchen Schmähungen und Mißhandlungen nicht mehr für ein zu großes Unglück ansehen. Er schrieb darüber an den Landgrafen Philipp von Hessen: „Meine Feinde haben gesagt, sie wollen mir Deutschland zu enge machen, wiewohl ich nicht weiß, warum sie die große Kainsche Bitterkeit wider mich gefaßt haben, so sie mich in fremde Lande treiben. Was meine Arbeit, Elend und Gemüth allzeit gewesen, wissen Eure Fürstliche Gnaden selbst und viele verständigen Männer in deutscher Nation. Ich will gerne aus diesem Leben, nicht allein aus diesem Lande weichen, wenn Gott will; bin bisher geblieben dieser Schule zu lieb. Soll ich fort, wie ich denn des Todes täglich gewarte, dazu bin ich mit Gottes Hülfe willig und bereit." Flacius hatte nemlich frei ausgesprochen, Philippus dürfe nicht mehr auf deutschem Grund und Boden geduldet werden. Den todesmüden Mann beschäftigten auch ernstliche Gedanken, sich um eine Zufluchtsstätte umzusehen, und dabei durchzuckte ihn die Hoffnung, dann noch nach Herzenslust seine Ueberzeugungen zum Ausdruck bringen zu dürfen. „Vertreibt man mich wirklich, so habe ich beschlossen, nach Palästina zu wandern und in der Verborgenheit von Hieronymus Zelle unter Anrufung des Sohnes Gottes klare Zeugnisse von der

Lehre niederzuschreiben und sterbend meine Seele Gott zu befehlen."

Die letzte Schrift Melanchthons galt noch der römischen Kirche: wenigstens zunächst, wenn gleich sie sich im Verlaufe auch über die in der evangelischen Welt streitig gewordenen Artikel verbreitete. Die Stände Bayerns hatten ihren Herzog gebeten, die reine Predigt des Evangeliums und den Gebrauch des Kelches gestatten zu wollen. Aber der Herzog war von den Jesuiten umstrickt und antwortete mit Verfolgungen, die auf Grundlage von „Inquisitionsartikeln," die jene aufgesetzt hatten, vor sich gingen. „Wider diese gottlosen Artikel" schrieb nun Melanchthon im Feuer seiner ersten Begeisterung für die Sache des Evangeliums. Und wir haben ihm zu gratuliren, daß dieser kräftige Protest gegen den Gewissensdruck der römisch-katholischen Kirche seinen Schwanengesang bilden durfte.

12) Lebensabend und Lebensende.

Elia gieng hin in die Wüste eine Tagreise und kam hinein und setzte sich unter eine Wachholder und bat, daß seine Seele stürbe und sprach: es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele! 1 Kön. 19, 4.

Wir besitzen zwei Bilder von Philipp Melanchthon. Die Meisterhand Albrecht Dürers nahm ihn auf, da er ein junger Mann von 29 Jahren war: die hohe Stirne und das freundliche Auge spiegeln die Frische und den Frieden des reichen Geistes. Lucas Kranach zeichnet uns den Greisen: die Stirne ist von den vielen Mühen durchfurcht, das Auge von schwerem Gram getrübt. Es kann uns der große Abstand beider Bilder nicht mehr verwundern. Und doch wissen wir noch nicht alles Leid, das in den Becher dieses Lebens träufelte. Nicht nur in's Beet seiner öffentlichen Wirksamkeit strömte die Trübsal, auch in seinen Familienkreis fand sie den Zugang. Vielleicht wählte er sich deßhalb ein Kreuz, umschlungen von einer Schlange, zum Wappen. Durch die Umschrift des Petschafts können wir aber auch in seiner Seele lesen, wie Er sich zum Elend stellte; sie lautet: „ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?"

Sein erstgeborner Sohn, Philipp (der einzige nach dem frühen Verluste Georgs), war sowohl durch Mangel an Gaben, als durch vielfache Kränklichkeit in erfreulichem Wachsthum aufgehalten. Als er auf die Hochschule kam, fiel es ihm ein, sich insgeheim mit einem Leipziger Mädchen zu verloben. Obgleich nun Vater Philippus über einen solchen Jugendstreich bei weitem nicht so streng dachte wie Luther, sondern darauf hielt, daß auch in solchen Dingen das Erbarmen vor dem Gericht gelten müsse, wenn man nicht großen Schaden am Gemüthe der Kinder be-

fahren wolle, so konnte er doch in diesem Falle seine Zustimmung nicht geben. Der Sohn gehorchte, löste das Verlöbniß und heirathete später eine Wittwe zu Torgau: er überlebte den Vater sehr lange, indem er erst in einem Alter von 80 Jahren als Notar der Universität in Wittenberg starb. Kinder hinterließ er nicht. —

Erlebte Melanchthon an diesem Sohne nicht viel Freude, so erlebte er an seiner ältesten Tochter, Anna, viel Kummer. Sie trat noch sehr jung mit einem zwar talentvollen, aber höchst rücksichtslosen, zanksüchtigen Manne, Sabinus, in die Ehe und bekam einen äußerst harten Stand bei demselben. Sabinus war zuerst in Frankfurt an der Oder, dann in Königsberg Professor. Von seiner Unart erlöste sie erst der Tod (1547). Melanchthons Herz litt unaussprechlich unter diesem Unglück der vielgeliebten Tochter: in der Nacht ihres Abscheidens aus diesem Jammerthal soll sie ihrem Vater im Traume als eine Selige erschienen sein. Auf seine dringende Bitte ließ ihm Sabinus vier der verwaisten Kinder, welche von nun an das Haus der alten Großeltern aufheiterten. Magister Philipp war so närrisch mit diesen Enkeln, daß er sogar in den Vorlesungen häufig von ihnen Aeußerungen oder Geschichtchen preisgab.

Dagegen erhielt die zweite Tochter, Magdalene, einen vorzüglichen Gatten an dem Professor der Medicin, Peucer. Derselbe gehörte zu den liebsten Freunden seines Schwiegervaters und erlitt später noch große Marter um deßwillen, was er für Wahrheit hielt. Es wurde ihm nemlich der Prozeß gemacht, zu den geheimen Anhängern Calvins zu gehören: zwölf lange Jahre verschmachtete er darüber im Kerker. Die Ehe war mit zehn lebendigen Kindern gesegnet, wovon die Mehrzahl gleichfalls im großelterlichen Hause auferzogen wurde.

Außer den Enkeln fiel auch noch aus seiner Heimath ein Sonnenstrahl in den Lebensabend des lieben Greises herein. Gerade während jenes Religionsgespräches in Worms, bei dem ihm die Flacianer den Schimpf einer öffentlichen Verdammung anthun wollten, lud Kurfürst Otto Heinreich von der Pfalz Philippum dringend ein, nach Heidelberg zu kommen, um die Uni-

versität nach dem Worte Gottes und den erhöhten Anforderungen der Wissenschaft gemäß zu reformiren. Etliche Freunde begleiteten ihn auf die Reise, die vom schönsten Erfolge gekrönt wurde. Aber kurz vor der Beendigung seiner Arbeit in Heidelberg kam Bruder Camerarius mit einer schweren Trauerbotschaft aus Wittenberg. Melanchthons Frau, längst siechend, war sanft und gläubig verschieden (27. September 1557). Den Tag nach der Ankunft nahm Camerarius den Freund mit sich auf einen Spaziergang durch die Anlagen des Heidelberger Schlosses und eröffnete ihm das Ereigniß. Melanchthon schlug das Auge gefaßt gen Himmel auf und sprach: „Lebe wohl, ich werde dir bald folgen!" Sofort brachte er das Gespräch auf den Nothstand der Kirche. Aber der Schmerz brach doch auch manchmal laut hervor, und noch kurz vor dem eigenen Ende schrieb er: „In dem Greise erlischt die Sehnsucht nach der verstorbenen Frau nicht, wie wohl bei Jüngern. Wenn ich täglich meine Enkel ansehe, so gedenke ich nicht ohne Seufzen ihrer Großmutter. Sorgte sie doch für die ganze Familie, sie erzog die Kleinen, pflegte die Kranken, linderte durch ihre Zusprache meine Kümmernisse, lehrte die Kinder beten. Darum vermisse ich sie allenthalben. Und wie sehr ich alle Trostgründe sammle, die meinen Schmerz lindern sollen, nemlich: daß meine Gattin in einem Alter gestorben ist, in welchem sie nicht mehr auf eine Zugabe von mehreren Jahren warten konnte; daß die Krankheiten, mit denen sie schon so lange zu kämpfen hatte, immer schmerzlicher geworden wären, und daß sie, wenn ich vor ihr gestorben wäre, noch viel mehr zu erdulden haben würde, so bricht doch die Liebe zu ihr und meinen Enkelinnen, die an ihr so viel verloren haben, immer wieder mit einer solchen Gewalt hervor, daß ich dem Schmerz fast unterliege." — Bedenkt man ferner, wie seine treuesten, innigsten Freunde, Einer um den Andern, von seiner Seite gerissen wurden: Luther, Cruciger, Bucer, Bugenhagen rc., so wird man begreifen, wie ihm in seiner Vereinsamung die gewöhnliche Rede: „unser Herr Gott hilf und sei uns gnädig!" immer mehr zum Seufzer wurde, den er das eine um das andere Mal ausstieß. Mit großer Sehnsucht schaute er seinen Lieben in die Ewigkeit nach und setzte den

Verkehr mit ihnen fleißig im Geiste fort. Besonders drängte sich Luthers Gestalt immer mehr wieder im Glanz der ersten Liebe vor sein Auge. An Luthers Geburtstag 1557, da er gerade in Worms war, bewegte ihn die Erinnerung zu einem schönen Gedichte, worin er jenen sehr lieblich mit dem Orion vergleicht, welcher in den Morgenstunden des Novembers hinabgleite, um vor den Stichen des aufgehenden Skorpion geborgen zu werden. „So hat der Herr auch seinen treuen Diener vor den Angriffen der Feinde aufgehoben." In den Sonntagsbetrachtungen, welche er im letzten Jahrzehend seines Lebens zu halten pflegte, kommt er oft auf Luther im wärmsten Tone zu reden und empfiehlt sein Gedächtniß den Studirenden. Der verwaisten Familie desselben stand er ohnehin mit Rath und That auf's Treulichste bei.

Unter dem anhaltenden Gebet um Erlösung von allem Elende bekam er auch die sichere Zuversicht, es komme die Reihe bald an ihn, versetzt zu werden in die obere Schule Jesu, mit welchem Ausdruck der Lehrmeister Deutschlands gerne den großen Schritt in die Ewigkeit bezeichnete. Rissen seine Widersacher den Rachen wieder gegen ihn auf, pflegte er mit Ruhe zu sagen: „Laßt sie machen, was sie nur wollen. Ich werde sie nicht lange mehr irren. Meine Mühseligkeiten wachsen, von denen mich aber in Kurzem die Wanderung zur himmlischen Kirche befreien wird." — Der Gedanke an den Tod wurde ein Lieblingsgeschäft Melanchthons. Man fand, nachdem er wirklich gestorben war, einen Zettel auf seinem Schreibtisch, worauf er sich dasjenige aufgezeichnet hatte, was ihm den Ausgang aus diesem Leben erleichtern könne. Zur Rechten stand: „Du wirst in das Licht kommen. Du wirst den Sohn Gottes anschauen. Du wirst jene wunderbaren Geheimnisse lernen, welche du in diesem Leben nicht hast verstehen können, z. B. warum wir so erschaffen sind, und wie die Vereinigung beider Naturen in Christo sei." Zur Linken stand: „Du wirst von der Sünde ablassen. Du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden und von der Tobsucht der Theologen." Der Universitätsbericht von seinem Hingang besagt: „Als er nun ein abgearbeiteter Mann und dieses Lebens satt war, hat er sich etliche Jahre zum Sterben gerüstet, wie er denn auch von

sich geschrieben, daß er dieses Wesens müde wäre, und deßhalb seine Gedanken auf ein ander Leben zu seinem lieben Herrn Jesu Christo richtete. Er habe in diesem Leben gethan, so viel er gekonnt und das Andere Gott befohlen. Und er tröstete sich dessen, daß er es getreulich und gut gemeint, habe auch darin ein fröhlich und gut Gewissen. Das gedachte er mit Gottes Hülfe unverletzt zu seinem lieben Heiland Jesu Christo zu bringen, unangesehen, was die undankbare Welt dazu sage." — In solcher Stimmung ergieng sich sein Auge in schlaflosen Nächten auch am gestirnten Himmel und glaubte in der Stellung der Planeten eine weitere Gewißheit lesen zu dürfen, daß das Jahr 1560 sein Todesjahr sein würde.

Einem solchen Wahne fröhnte ein Melanchthon? Die Astronomie hatte von jeher eine große Anziehungskraft für seinen Geist; er hielt dafür, daß der gestirnte Himmel eine Schule für die Bewunderung Gottes und die Hoffnung des ewigen Lebens abgeben müsse, er führte gerne das Wort Plato's an: „um der Sterne willen sind den Menschen die Augen gegeben." Von dieser Vorliebe für die Astronomie aus verlor er sich in's dunkle Gebiet der Astrologie, wonach den Sternen und Planeten ein Einfluß auf die Geschicke der Erde und die äußere wie innere Entwicklung der Menschen zugeschrieben wird. Was Luther ihm dagegen sagen mochte, verfieng nicht ganz. Er blieb auch in andern Stücken an dem allgemeinen Aberglauben seiner Zeit hängen: er konnte dem Geschrei von Krähen eine schlimme Vorbedeutung zuschreiben, er läßt nicht nur die Engel darüber wachen, daß bei der großen Unvorsichtigkeit der Leute kein Feuer ausbreche, sondern auch böse Geister und Gespenster will er in allerlei Formen und Fällen selbst häufig gesehen haben; er überwand nie die Furcht, nach Dänemark oder England zu reisen, weil ihm in seiner Jugend geweissagt worden war, er würde einmal auf dem Belte Schiffbruch leiden; als er aber wenige Tage vor dem Tode die Landkarte von Europa neben seinem Bette aufgehängt sah, äußerte er noch scherzend, er liege nun nahe daran. In den Zusammenhang dieser Schwäche gehört wohl auch jene unbegreifliche Zähigkeit, womit er eine Wieder-

vereinigung mit der römischen Kirche für möglich hielt und oft um falsche Preise anstrebte. Wem ferner im Reiche des Geistes noch solche Eulen herumfliegen, dem kann auch eine Verdunkelung begegnen, wie jene war, in welcher Melanchthon den schwarzen Fleck in Calvins Leben — die Verbrennung Servets wegen Verstoßes gegen die Kirchenlehre von der Dreieinigkeit zustimmend beurtheilte.

Magister Philippus hatte mit seiner Ahnung, die er in die Sprache der Sterne übersetzte, freilich Recht. Er war Anfangs April von Leipzig zurückgekehrt, wo er nach Gewohnheit die Stipendiaten examinirt hatte. Unterwegs befiel ihn ein eisiger Frost und er fühlte sich darauf ungemein angegriffen. Aber ob ihn gleich die Füße nicht mehr tragen wollten, daß er selbst einmal sagte: ich verlösche wie ein schwaches Licht, so schleppte er sich doch noch etliche Tage wenn auch nur auf halbe oder Viertelstunden in die Vorlesungen. Am grünen Donnerstag (11. April) genoß er noch in der Kirche das heilige Abendmahl und hielt morgens darauf am Charfreitag um 6 Uhr seine letzte Festbetrachtung über Jes. 53. In der kommenden Nacht schlief er sanft und sang im Traume die Worte, die er als Knabe so oft in der Kirche gesungen: „mich hat herzlich verlanget, mit Euch das Osterlamm zu essen." Nachdem er an diesem Gesang aufgewacht und aufgestanden war, schrieb er das angefangene Osterprogramm fertig, trug es selbst in die Druckerei, und sah Nachmittags daselbst noch einmal nach, wie weit es vorangeschritten wäre — dieß war sein letzter Ausgang. Um 4 Uhr Nachmittags trat Camerarius, den Peucer von den bedenklichen Umständen benachrichtigt hatte, zur Hausthür herein und fand seinen Freund auf den untersten Stufen der zu seinem Studierzimmer führenden Treppe sitzend, indem er vor Mattigkeit den Kopf mit den Ellenbogen stützte. In der folgenden Nacht gönnte ihm das Fieber keinen Schlaf, und kaum konnte er sich erheben und anziehen, wollte aber doch seine Osterbetrachtung halten. Da trat sein Sohn Philipp herein und sagte, es wären keine Zuhörer da. „Also hast Du sie weggehen heißen?" entgegnete der Vater unwillig. Bald setzte er aber mild hinzu: „wem soll ich denn

lesen, wenn Niemand da ist?" Er legte seinen Rock wieder ab, schrieb in Anwesenheit Camerarius einige Briefe und genoß Etwas von einem Birkhuhn, das ihm der Fürst von Anhalt in der Krankheit geschickt hatte. Des andern Tages sprach er zu Camerarius, ehe er mit ihm zum Frühstück in's Familienzimmer hinabstieg: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein." Als nun Camerarius sich zur Rückreise anschickte, um bald wieder zu kommen, hob Melanchthon an: „Mein Herr Joachim, wir sind nun Freunde seit 40 Jahren und unsere Liebe ist wahrhaft und gegenseitig gewesen, bei der Keiner seinen Vortheil gesucht hat; und wir waren Beide Schulmeister und treue Gesellen, und ich hoffe zu Gott, unsre Arbeit soll nicht vergeblich gewesen sein, sondern viel Nutzen geschafft haben. Will's Gott, daß ich sterbe, so wollen wir unsre Freundschaft im andern Leben aufs Heiligste forttreiben." Weil aber den theuern Mann kurz hernach eine Ohnmacht befiel, daß die Freunde ihn schon todt hielten, wollte Camerarius nicht gehen. Doch kam wieder eine erquickliche Nacht, in der ihn träumend der Spruch beschäftigte: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Getrost glaubte daher jetzt Camerarius gehen zu können und Melanchthon verabschiedete ihn mit den Worten: „der Sohn Gottes, der zur Rechten des Vaters sitzt und den Menschen Gaben giebt, erhalte Euch und die Euren und uns alle miteinander. Und wollt mir auch Eure liebe Hausfrau fleißig grüßen!"

Joachim ritt davon — er sah dem Busenfreund hienieden nicht wieder in's Auge. Uebrigens gieng es dem Kranken den selbigen Tag über ganz leidlich, er unterhielt sich mit den Umstehenden über Allerlei, besonders Kirchliches. Als auf die Spaltungen und die Zanksucht Etlicher zu reden kam, wurde er heftig: „Es sind Schelmen und bleiben Schelmen, und Gott wird's offenbar machen, daß sie Schelmen sind." Auf die Nachricht in Briefen aus der Schweiz, daß der Papst ein neues Concil halten wolle, äußerte er: „Es ist mir viel besser, ich sterbe, als daß ich auf das Concil gehen sollte. Denn es wird wieder ein schändlich Gebeiß, auch von unserer Seite, sein." Indeß hatte sich Abends wieder ein Fieberschauer eingestellt und die Nacht

wurde sehr unruhig. Einmal sagte er zu Einem: „Ich denke über den thörichten Streit derer nach, welche leugnen, daß Christus sich vor dem Tode gefürchtet habe; er fürchtete sich gewiß davor, und zwar desto mehr, um wie viel besser er verstand, was sterben heißt, als wir's denken können.“ Wegen der großen Hitze hätte er gerne die Füße manchmal bloß gelegt: weil ihn aber so Viele umstanden, erlaubte er es sich nicht und rief daher: „Was steht Ihr hier? Geht doch heim!“ Endlich hörte das Fieber auf, aber eine um so größere Entkräftung folgte. Er merkte wohl, „das Ende wär nicht weit,“ und flehte zu wiederholten Malen: „Herr, mach ein Ende!“ Am 18. April ließ er sich in sein Studierzimmer führen und daselbst ein sogenanntes Reisebett aufschlagen. Als er sich darein legte, sagte er: „das heißt ein Reisebettlein — wie, wenn ich darin reisen sollte?“ Gegen die Freunde wandte er sich mit den Worten: „Ich fühle durch Gottes Gnade gar keine Anfechtung, und wiewohl mir meiner Töchter Kinder, die mir doch herzlich lieb sind, vor den Augen umgehen, so tröstet mich doch, daß sie fromme Eltern haben, die ich gleicherweise liebe. Die werden sie besorgen und auferziehen, wie ich bisher gethan habe, und Gott wird auch Gnade dazu verleihen. Aber der gemeine Schaden geht mir zu Herzen, vorzüglich die Unruhe, womit die Sophisterei die Kirche so schändlich betrübt; machen sie's aber, wie sie wollen, ist doch durch Gottes Gnade unsere Lehre richtig und klar.“ Mit seiner Tochter und deren Kindern redete er noch besonders lieblich, ermahnte sie zu Gebet und Frömmigkeit, und ertheilte ihnen den Segen. Kaum nahm er noch eine leibliche Erquickung an. Um 9 Uhr fragte er seinen Schwiegersohn Peucer: „Was urtheilst du von meiner Krankheit, und was hegst du für Hoffnung? Verhehle mir nichts.“ Der Arzt bekannte die Gefahr. „Ja,“ erwiderte Melanchthon, „das fühle ich selbst und ich merke meine Schwäche! Ich hab's meinem lieben Gott befohlen, den bitte ich, daß er's gnädig mit mir machen wolle!“ Sofort verlangte er, man möge ihm das Testament bringen, das er schon früher aufgesetzt hatte; und als man es nicht fand, versuchte er ein neues zu schreiben, kam aber nicht mehr zu Ende damit. In

der Antwort auf die bayrischen Artikel, bestimmte er, solle sein Glaubensbekenntniß wider die Papisten, Wiedertäufer, Flacianer und ihresgleichen gesucht werden.

Abends ließ er sich wieder in sein Schlafzimmer führen: so beschwerlich es ihm wurde, wollte er doch diese Gewohnheit nicht aufgeben. Er bat, man möchte ihm auch die eingelaufenen Briefe vorlesen. Als etliche derselben von den neuen Verfolgungen der Evangelischen in Frankreich berichteten, wurde er über die Maßen betrübt, und man hatte Mühe, ihn durch bessere Nachrichten aus andern Briefen wieder in eine tröstlichere Stimmung zu bringen. Doch gelang dieß und er ließ sogar Scherzreden einfließen, so daß bei den Freunden ein Hoffnungsfunken aufblitzte. Aber die folgende Nacht war wieder übel. Abermals beschäftigte ihn der Spruch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Außerdem betete er viel. Morgens am 19. April mußte man ihn wieder in seine Studierstube bringen; er bat, Peucer möge ihm die Haare schneiden, er zog frische Hemden an und setzte eine weiße Schlafmütze auf, die er auch bei Tag zu tragen pflegte; dabei bemerkte er, diese Sitte habe er von Dr. Reuchlin gelernt. Um 8 Uhr Morgens befiel ihn eine neue Ohnmacht. Erwacht aus ihr sprach er ein langes inständiges Gebet mit leiser, doch vernehmlicher Stimme, sank darauf in's Bett zurück und schlummerte ein Weilchen. Plötzlich schlug er die Augen gen Himmel auf und sagte zu Peucer: „Ich bin im Tode gewesen, aber Gottes Gnade hat mich herausgerissen.“ Der Theologen Einer rief ihm zu: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind.“ Melanchthon antwortete: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und Gerechtigkeit und Heiligung und Erlösung: darum, wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn!“ Oft wiederholte er: „Ach Herr erbarme dich mein!“ und „daß sie Eins seien, gleich wie wir Eins sind!“ Nun blieb der Puls aus, Hände und Füße wurden kalt, der Athem kurz, die Augen fielen ein. Man gab ihm noch ein Süpplein von Hamburger Bier und nachdem er einige Löffel genommen, sagte er: „Ei, wie ist das so eine gute Suppe!“ Die Freunde lasen ihm aus dem alten und neuen Testamente vor. Er selbst fügte laut hinzu:

„Ich habe stets vor mir den Spruch Johannis von dem Sohn Gottes, meinem Herrn Jesu Christo: die Welt nahm Ihn nicht auf; wie viele Ihn aber aufnahmen, denen hat Er Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden, die an Seinen Namen glauben.“ Darauf bewegte er seine Lippen und betete längere Zeit still. Als ihn sodann Prucer fragte, ob er etwas begehre, antwortete er: „nichts als den Himmel!“ Eine neue Ohnmacht folgte: man reichte ihm eine Stärkung, er wehrte aber: „Laßt mir doch meine süße Ruhe!“ Nun fielen die Anwesenden auf die Kniee, flehten um eine sanfte Auflösung und Einer sprach über den Sterbenden, der ganz ruhig da lag, den Segen Mosis. Ein Anderer rief ihm zu: „In deine Hände befehle ich meinen Geist,“ und fragte ihn, ob er's verstanden habe? Melanchthon lispelte sein letztes Wort, daß es alle hören konnten: „Ja!“ — Hierauf, es war Abends 6 Uhr, verschied er merklos (19. April 1560).

Ohne irgend welche Entstellung lag die entseelte Hülle im Studierzimmer: Alt und Jung, Gelehrte und Ungelehrte, Hoch und Niedrig strömten herbei, das Friedensantlitz noch einmal zu schauen; manche Thräne der innigsten Dankbarkeit fiel auf das gebrochene Auge, das ausgeweint hatte, mancher Mund berührte die bleichen Lippen, darüber so reichliches und holdseliges Zeugniß vom Heil im Heiland geflossen war, manche Hand drückte die abgemühten, abgezehrten Liebeshände. Camerarius aber konnte sich vor Trauer nicht überwinden, die Leiche des theuersten Freundes zu besichtigen, als wollte er sich durch keinen Blick in der Zuversicht stören lassen, Melanchthon lebe, ob er gleich gestorben wäre. Die Beerdigung fand mit einer Feierlichkeit statt, welche dem allgemeinen Gefühle entsprach: die Kirche hat ihren Steuermann mitten auf stürmischer See verloren, wie Einer der Redner sich ausdrückte. Neben Luther wurde die Leiche in der Schloßkirche Wittenbergs beigesetzt: sie sollten auch im Tode nicht geschieden sein, die Gott zusammengefügt hatte. In den doppelten Sarg legte man folgendes Schriftstück: „In diesem Sarg ist Philippus Melanchthon begraben worden, welcher ein Professor der heiligen Schrift und guter Künste gewesen ist, 42 Jahre lang, ein übertrefflicher, gelehrter Mann, holdselig, gescheit, aufrichtig,

gottfürchtig und heilig, geduldig und wohlthätig gegen die Armen, des ehrwürdigen Herrn Dr. Martin Luthers selig fleißiger und getreuester Gehülfe in Erklärung und Aufrichtung reiner Lehre göttlichen Wortes, welches durch der römischen Päpste Betrug und der Mönche Gaukelwerk und mannichfaltige Mißbräuche verdunkelt war; welcher die Augsburgische Confession gestellet hat, die dem Kaiser Karl V. im Jahr 1530 überantwortet worden ist, nachdem sich die Reinigung und Erklärung rechter Lehre im Jahr 1517 angefangen hatte, und die Aenderung in diesen Kirchen vorgefallen war, und hat die Wahrheit himmlischer Lehre ganze dreißig Jahre beständig verfochten, auf öffentlichen Reichstagen und sonst auch für sich selbst, wie solches seine Schriften, die öffentlich in Druck ausgegangen sind, zeugen &c." Von allen Seiten wurde die Stirne des vollendeten Dulders mit Lorbeerkränzen geschmückt; der Schmerz des Verlustes erbrach die Schleußen der lange vorenthaltenen Anerkennung, und die Lobeserhebungen strömten nachträglich über den großen Todten, der selbst von seiner Wirksamkeit nichts weiter zu rühmen wußte, als das: „Ja, ich habe Etwas deutlicher gemacht, als es zuvor war."

Einen Augenblick schien es auch, als ob die erschütternde Wirkung von Melanchthons Hingang der Richtung, der er gedient — dem ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ, dem Forschen nach Wahrheit in Liebe, — den Sieg verschaffen würde. Auf einem Fürstentag zu Naumburg im folgenden Jahre unterlagen die Ueberlutheraner entschieden und auf dem Coloquium zu Altenburg 1568 nahm sich der Kurfürst von Sachsen der Anhänger Melanchthons (der „Philippisten") so lebendig an, daß er den Flacianismus in seinen Landen als „zänkisch Geschmeiß und giftig Gebeiß" förmlich verbot. Aber die buchstäbelnden Eiferer ruhten nicht und die Philippisten erlaubten sich große Unvorsichtigkeiten, indem sie namentlich die calvinische Abendmahlslehre in ausdrücklichem Gegensatz zur lutherischen öffentlich zur Schau trugen. Da erfolgte zu Torgau 1574 der Rückschlag: die Philippisten verloren in Kursachsen das Heimathrecht und giengen durch mancherlei Verfolgung. Des Meisters Meisterwerk, seine **loci theologici,** worüber einst Luther so seelenvergnügt gewesen, wurde 1610 auf kurfürst-

lichen Befehl abgeschafft und dafür das Handbuch eines Leonhard Hutter eingeführt. Dieses Haupt der Wittenberger Theologen gerieth bei einer öffentlichen Disputation, als ihm Melanchthons Auctoriät entgegengehalten wurde, in solche Wuth, daß er wie rasend das neben dem Katheder an der Wand befestigte Bild desselben herunterriß und vor Aller Augen mit Füßen trat. Länger als ein Jahrhundert wurde das Gedächtniß Melanchthons in diesem Geiste mißhandelt. Allmählich erst wuchs der Muth, seinen Verdiensten ein Wort des Dankes nachzurufen. Im Jahre 1760 wurde der Jahrestag seines Todes in manchen Kirchen Deutschlands gefeiert. Die Gegenwart will ihm ein Ehrendenkmal errichten. Möchten vor Allem seine sämmtlichen Werke sich einer würdigen Ausgabe erfreuen dürfen! Denn hiemit könnte zumeist der Segen erschlossen werden, welchen der Herr der Gemeinde in dieses Gefäß ausgegossen hatte.

Matthesius, ein edler Schüler Melanchthons, hat ihm eine Grabschrift gedichtet: er vergleicht den theuern Lehrer mit einer Honigblume, die in der Hitze verwelkt sei, nachdem sie vielen Nutz geschafft mit ihrem Ruch und werthem Saft.

„Manch Spinn ist drüber hingekrochen,
Viel giftig Wurm hat drein gestochen.
Noch lebts und schläft in diesem Schrein,
Seins Werks wird unvergessen sein.
Gott ihm sein Thränen fein abwischt,
Mit Himmelsthau ers jetzt erfrischt,
Lieblichen Ruch sein Blättlein geben,
Es wird in kurz auch wieder leben.
Wenn treuer Lehrer Bein und Haut
Wird blühen wie das grüne Kraut,
Da wird sein Glaub, Geduld und Fleiß
Bekommen Dank, Lob, Ehr und Preis.
Wer nun zu diesem Grab thät wallen,
Der laß ein sehnlichs Thränlein fallen,
Und seufz mit uns aus Herzensgrund,
Gott gfällt ein dankbar Sinn und Mund.
Herr Christ, komm, zeig deine Herrlichkeit,
Die solchem Blümlein sind bereit.
Durch deine Fürbitt und Wunden roth
Hilf deiner Kirch aus aller Noth!“

Die Augsburgische Confession.

CONFESSIO,

Oder

Bekanntniß des Glaubens,

Welche

Ihro Röm. Kayserlichen Majestät

CAROLO V.

von etlichen

Fürsten und Städten

in Augspurg

Ao. 1530.

übergeben worden.

Vorrede.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Unüberwindlichster Kayser, Allergnädigster Herr!

Als E. Kayserliche Majestät kurtz verschienener Zeit einen gemeinen Reichs-Tag allhier gen Augspurg gnädiglich ausgeschrieben, mit Anzeig und ernstlichem Begehr, von Sachen, unsern und des Christlichen Namens Erb-Feind, den Türken betreffend, und wie demselben mit beharrlicher Hülfe stattlich widerstanden, auch wie der Zwiespalten halben, in dem heiligen Glauben, und in der Christlichen Religion gehandelt möge werden, zu rathschlagen, und Fleiß anzukehren, alle eines jeglichen Gutbeduncken, Opinion und Meynung zwischen uns selbst in Liebe und Gütigkeit zu hören, zu verstehen, und zu erwegen, und dieselben zu einer einigen Christlichen Wahrheit zu bringen, und zu vergleichen, alles, so zu beiden Theilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt wäre, abzuthun, und durch uns alle eine einige und wahre Religion anzunehmen, und zu behalten. Und wie wir alle unter einem Christo sind und streiten, also auch alle in einer Gemeinschafft, Kirchen und Einigkeit zu leben, und wir, die unten benannten Chur-Fürst und Fürsten, samt unsern Verwandten, gleich andern Chur-Fürsten, Fürsten und Ständen dazu erfordert; So haben wir uns darauf dermassen erhaben, daß wir sonder Ruhm mit den ersten hieher kommen.

Und alsdann auch E. K. M. zu unterthänigster Folgthuung berührtes E. K. M. Ausschreibens, und demselbigen gemäß dieser Sachen halben, den Glauben berührend, an Chur-Fürsten, Fürsten und Stände ingemein, gnädiglich, auch mit höchstem Fleiß

und ernstlich begehrt, daß ein jeglicher, vermöge vorgemeldtes E. K. M. Ausschreibens, sein Gutbedunken, Opinion und Meynung, derselben Irrungen, Zwiespalten und Mißbräuch halben, rc. zu Teutsch und Latein in Schrift stellen, und überantworten sollen, darauf dann, nach genommenem Bedacht, und gehaltenem Rath E. K. M. an vergangenem Mittwoch ist fürgetragen worden, als wolten wir auf unserm Theil, das unser, vermöge E. K. M. Fürtrags, in Teutsch und Latein auf heut Freytag übergeben. Hierum, und E. K. M. zu unterthänigstem Gehorsam, überreichen und übergeben wir unserer Pfarrherrn, Prediger, und ihrer Lehren, auch unsere Glaubens-Bekanntniß, was und welcher Gestalt sie aus Grunde göttlicher heil. Schrift, in unsern Landen, Fürstenthumben, Herrschafften, Städten und Gebiethen predigen, lehren, halten, und Unterricht thun; Und sind gegen E. K. M. unserm allergnädigsten Herrn, wir in aller Unterthänigkeit erböthig, so die andern Chur-Fürsten, Fürsten und Stände, dergleichen gezwiefachte schriftliche Uebergebung ihrer Meynung und Opinion in Latein und Teutsch jetzt auch thun werden, daß wir uns mit ihren Liebden, und ihnen gern von bequemen gleichmäßigen Wegen unterreden, und derselbigen, so viel der Gleichheit nach immer möglich, vereinigen wollen, damit unser beyderseits als Parten schriftlich Fürbringen und Gebrechen zwischen uns selbst in Lieb und Gütigkeit gehandelt; und dieselben Zwiespalten zu einer einigen wahren Religion, wie wir alle unter einem Christo sein und streiten, und Christum bekennen sollen, alles nach laut oftgemeldtes E. K. M. Ausschreibens, und nach göttlicher Wahrheit geführet mögen werden. Als wir dann auch Gott den Allmächtigen mit höchster Demuth anruffen und bitten wollen, seine göttliche Gnade, darzu zu verleihen. Amen.

Wo aber bei unsern Herren, Freunden, und besondern den Chur-Fürsten, Fürsten und Ständen des andern Theils, die Handlung dermassen, wie E. K. M. Ausschreiben vermag, unter uns selbst in Lieb und Gütigkeit bequeme Handlung nicht verfahen, noch ersprießlich seyn wolte, als doch an uns in keinem, das mit GOTT und Gewissen zu Christlicher Einigkeit dienstlich seyn kan oder mag, erwinden soll, wie E. K. M. auch gemeldte unsere

Freunde, die Chur-Fürsten, Fürsten, Stände, und ein jeder Liebhaber christlicher Religion, dem die Sachen fürkommen, aus nachfolgendem unser und der Unsern Bekänntniß, gnädiglich, freundlich und genugsam werden zu vernehmen haben.

Nachdeme dann E. K. M. vormals Chur-Fürsten, Fürsten und Ständen des Reichs gnädiglich zu verstehen gegeben, und sonderlich durch eine offentlich verlesene Instruction auf dem Reichs-Tage, so im Jahr der mindern Zahl 26. zu Speyer gehalten, daß E. K. M. in Sachen unsern heiligen Glauben belangend, schließen zu lassen, aus Ursachen, so dabei angezeigt, nicht gemeynet, sondern bei dem Papst um ein **Concilium** fleißigen und Anhaltung thun wolten, und vor einem Jahr auf dem letzten Reichs-Tag zu Speyer, vermöge einer schriftlichen Instruction, Chur-Fürsten, Fürsten und Ständen des Reichs, durch E. K. M. Stadthalter im Reich, Königliche Würden zu Hungarn und Böhmen 2c. samt E. K. M. Oratorn und verordneten Commissarien, diß unter anderm haben fürtragen und anzeigen lassen, daß E. K. M. derselbigen Stadthalter, Amts-Verwalter und Räthen des Kayserlichen Regiments, auch der abwesenden Chur-Fürsten, Fürsten und Stände Botschafften, so auf dem ausgeschriebenen Reichs-Tag zu Regenspurg versammlet gewesen, Gutbeduncken, das **General-Concilium** belangend, nachgedacht, und solches anzusetzen, auch für fruchtbar erkannt. Und weil sich aber die Sachen zwischen E. K. M. und dem Papst zu gutem Christlichem Verstand schickten, daß E. K. M. gewiß wäre, daß durch den Papst solch **General-Concilium** neben E. K. M. zum ersten auszuschreiben bewilligen, und daran kein Mangel erscheinen sollte; So erbiethen gegen E. K. M. wir uns hiemit in aller Unterthänigkeit, und zum Ueberfluß, in berührtem Fall ferner auf ein solch gemein, frei, Christlich **Concilium**, darauf auf allen Reichs-Tägen, so E. K. M. bey ihrer Regierung im Reich gehalten, durch Chur-Fürsten, Fürsten und Stände aus hohen und tapfern Bewegungen geschlossen, an welches auch zusammt E. K. M. wir uns von wegen dieser großwichtigsten Sachen in rechtlicher Weise und Form verschienener Zeit beruffen und apellirt haben, der wir hiemit nochmals anhängig bleiben, und uns durch diese

oder nachfolgende Handlung, (es werden dann diese zwiespaltigen Sachen endlich in Liebe und Gütigkeit, laut E. K. M. Ausschreibens, gehört, erwogen, beygelegt, und zu einer Christlichen Einigkeit vergleichet) nicht zu begeben wissen, davon wir hiemit offentlich bezeugen und protestiren. Und seynd das unsere und der Unsern Bekanntniß, wie unterschiedlich von Articel zu Articel hernach folget.

Artickel des Glaubens und der Lehre.

Der 1. Artickel.

Von GOtt.

Erstlich wird einträchtiglich gelehrt und gehalten, laut des Beschluß **Concilii Niceni**, daß ein einig göttlich Wesen sey, welches genannt wird, und wahrhafftiglich ist, GOtt, und seynd doch drey Personen in demselben einigen göttlichen Wesen, gleich gewaltig, gleich ewig, GOTT Vater, GOTT Sohn, GOTT heiliger Geist, alle Drey ein göttlich Wesen, ewig, ohne Stück, ohne End, unermessener Macht, Weisheit und Güte, ein Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Und wird durch das Wort **Persona** verstanden nicht ein Stück, nicht eine Eigenschafft in einem andern, sondern das selbst bestehet, wie dann die Väter in dieser Sache diß Wort gebraucht haben.

Derhalben werden verworfen alle Ketzereyen, so diesem Artickel zuwider sind, als **Manichaei**, die zwey Götter gesetzt haben, einen bösen, und einen guten. Item, **Valentiniani, Ariani, Eunomiani**, Mahometisten, und alle dergleichen, auch **Samosateniani**, alte und neue, so nur eine Person setzen, und von diesen zweyen, Wort und heiligen Geist, Sophisterey machen, und sagen, daß es nicht müssen unterschiedene Personen seyn, sondern Wort bedeut leiblich Wort oder Stimme, und der heilige Geist sey erschaffene Regung in Creaturen.

Der 2. Artickel.

Von der Erb-Sünde.

Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich gebohren werden, in Sünden empfangen und gebohren werden, das ist, daß sie alle von Mutterleibe an voller bösen Lust und Neigung sind, und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an GOtt von Natur haben können. Daß auch dieselbige angebohrne Seuche und Erb-Sünde wahrhafftiglich Sünde seye, und verdamme alle die unter ewigen Gottes-Zorn, so nicht durch die Taufe und den heiligen Geist wiederum neu gebohren werden.

Hieneben werden verworfen die Pelagianer und andere, so die Erb-Sünde nicht vor Sünde halten, damit sie die Natur fromm machen, durch natürliche Kräffte, zu Schmach dem Leiden und Verdienst Christi.

Der 3. Artickel.

Von dem Sohn GOttes.

Item, es wird gelehrt, daß GOtt der Sohn sey Mensch worden, gebohren aus der reinen Jungfrauen Maria, und daß die zwey Naturen, göttliche und menschliche, in einer Person also unzertrennlich vereiniget, ein Christus sind, welcher wahrer GOtt und Mensch ist, wahrhafftig gebohren, gelitten, gecreutziget, gestorben und begraben, daß er ein Opfer wäre, nicht allein für die Erb-Sünde, sondern auch für alle andere Sünden, und GOttes Zorn versöhnet.

Item, daß derselbige Christus sey abgestiegen zur Hölle, wahrhafftig am dritten Tage von den Todten auferstanden, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, daß er ewig herrsche über alle Creaturen, und regiere, daß er alle, so an ihn gläuben, durch den heiligen Geist heilige, reinige, stärcke und tröste, ihnen auch Leben und allerhand Gaben und Güter austheile, und wider den Teufel und wider die Sünde schütze und beschirme.

Item, daß derselbige HErr Christus endlich werde öffentlich kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten, &c. laut des **Symboli Apostolorum.**

Der 4. Artickel.

Von der Rechtfertigung.

Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit für GOTT nicht erlangen mögen durch unsern Verdienst, Werck und Genugthuung, sondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen, und für GOtt gerecht werden, aus Gnaden um Christus willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns um seinetwillen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenckt wird. Dann diesen Glauben will GOTT für Gerechtigkeit für ihm halten und zurechnen, wie St. Paulus sagt zun Römern am dritten und vierten.

Der 5. Artickel.

Von dem Predig-Amt.

Solchen Glauben zu erlangen, hat GOtt das Predig-Amt eingesetzt, Evangelium und Sacrament gegeben, dadurch er, als durch Mittel, den heiligen Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wann er will, in denen, so das Evangelium hören, würcket, welches da lehret, daß wir durch Christi Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen GOtt haben, so wir solches glauben.

Und werden verdammt die Wiedertäufer und andere, so lehren, daß wir ohne das leibliche Wort des Evangelii den heiligen Geist, durch eigene Bereitung, Gedancken und Wercke erlangen.

Der 6. Artickel.

Vom neuen Gehorsam.

Auch wird gelehrt, daß solcher Glaube gute Früchte und gute Wercke bringen soll, und daß man müsse gute Wercke thun, allerley, so GOtt geboten hat, um GOttes willen. Doch nicht auf solche Wercke zu vertrauen, dadurch Gnade für Gott zu verdienen. Dann wir empfahen Vergebung der Sünde und Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum, wie Christus selbst spricht Lucä 17. So ihr diß alles gethan habt, solt ihr sprechen: Wir sind untüchtige Knechte. Also lehren auch die Väter. Dann **Ambrosius** spricht: Also ists beschlossen bei GOTT, daß wer an Christum glaubt, selig sei, und nicht durch Wercke, sondern allein durch den Glauben, ohne Verdienst, Vergebung der Sünden habe.

Der 7. Artickel.

Von der Kirche.

Es wird auch gelehret, daß allezeit müsse eine heilige Christliche Kirche seyn und bleiben, welche ist die Versammlung aller Glaubigen, bey welchen das Evangelium rein geprediget, und die heilige Sacramenta, laut des Evangelii, gereichet werden.

Dann dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der Christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich, nach reinem Verstand, das Evangelium geprediget und die Sacramenta dem göttlichen Wort gemäß gereichet werden. Und ist nicht Noth zu wahrer Einigkeit der Christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus spricht Ephes. 4. Ein Leib, ein Geist, wie ihr beruffen seyd, zu einerlei Hoffnung eures Beruffs, ein HErr, ein Glaub, eine Taufe.

Der 8. Artickel.

Von dem vermischten Zustand der Kirchen.

Item, wiewohl die Christliche Kirche eigentlich nichts anders ist, dann die Versammlung aller Glaubigen und Heiligen, jedoch

dieweil in diesem Leben viel falscher Christen und Heuchler seynd, auch offentliche Sünder unter den Frommen bleiben, so seynd die Sacramenten gleichwohl kräfftig, obschon die Priester, dadurch sie gereicht werden, nicht fromm seynd, wie Christus selbst anzeiget, Matth. 23. Auf dem Stul Mosis sitzen die Pharisäer, ꝛc. Derohalben werden die Donatisten und alle andere verdammt, so anders halten.

Der 9. Artickel.

Von der Taufe.

Von der Taufe wird gelehret, daß sie nöthig sey, und daß dadurch Gnade angeboten werde, daß man auch die Kinder taufen soll, welche durch solche Taufe GOTT überantwortet und gefällig werden. Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, welche lehren, daß die Kinder-Tauf nicht recht sey.

Der 10. Artickel.

Vom Heil. Abendmahl.

Vom Abendmahl des HErrn wird also gelehret, daß wahrer Leib und Blut Christi, wahrhafftiglich unter der Gestalt des Brods und Weins, im Abendmahl gegenwärtig sey, und da ausgetheilt und genommen werde. Derhalben wird auch die Gegen-Lehre verworfen.

Der 11. Artickel.

Von der Beicht.

Von der Beicht wird also gelehret, daß man in der Kirche **privatam Absolutionem** erhalten, und nicht fallen lassen soll. Wiewohl in der Beicht nicht Noth ist, alle Missethat und Sünden zu erzehlen, dieweil doch solches nicht möglich ist, Psalm 19. Wer kennet die Missethaten?

Der 12. Artickel.

Von der Busse.

Von der Busse wird gelehret, daß diejenigen, so nach der Taufe gesundiget haben, zu aller Zeit, so sie zur Busse kommen, Vergebung der Sünden erlangen mögen, und ihnen die Absolution von der Kirche nicht soll gewegert werden. Und ist rechte wahre Busse eigentlich Reu und Leid, oder Schrecken haben über die Sünde, und doch daneben glauben an das Evangelium und Absolution, daß die Sünde vergeben, und durch Christum Gnade erworben sey, welcher Glaub wiederum das Hertz tröstet, und zufrieden machet.

Darnach soll auch Besserung folgen, und daß man von Sünden lasse. Dann diß sollen die Früchten der Busse seyn, wie Johannes spricht Matth. 3. Würcket rechtschaffene Früchten der Busse.

Hie werden verworfen die, so lehren, daß diejenige, so einst seynd fromm worden, nicht wieder fallen mögen.

Dagegen werden auch verdammet die **Novatiani**, welche die Absolution denen, so nach der Taufe gesündiget hatten, wegerten.

Auch werden die verworfen, so nicht lehren, daß man durch Glauben Vergebung der Sünden erlange, sondern durch unser Genugthun.

Der 13. Artickel.

Vom Gebrauch der Sacramenten.

Vom Brauch der Sacramenten wird gelehret, daß die Sacramente eingesetzt seynd, nicht allein darum, daß sie Zeichen seynd, dabey man äusserlich die Christen kennen möge, sondern daß es Zeichen und Zeugniß seynd göttliches Willens gegen uns, unsern Glauben dadurch zu erwecken und zu stärken, derhalben sie auch Glauben fordern, und dann recht gebraucht werden, so mans im Glauben empfähet, und den Glauben dadurch stärcket.

Der 14. Artickel.

Vom Kirchen-Regiment.

Vom Kirchen-Regiment wird gelehret, daß niemand in der Kirche offentlich lehren und predigen, oder Sacrament reichen soll, ohne ordentlichen Beruff.

Der 15. Artickel.

Von Kirchen-Ordnungen.

Von Kirchen-Ordnung von Menschen gemacht, lehret man diejenigen halten, so ohne Sünde mögen gehalten werden, und zu Frieden, und zu guter Ordnung in der Kirche dienen, als gewisse Feyer, Feste und dergleichen. Doch geschicht Unterricht dabey, daß man die Gewissen nicht damit beschweren soll, als sey solch Ding nöthig zur Seligkeit. Darüber wird gelehret, daß alle Satzungen und Tradition, von Menschen darzu gemacht, daß man dardurch GOtt versöhne, und Gnad verdiene, dem Evangelio und der Lehre vom Glauben an Christum entgegen seyen; Derhalben seyn Kloster-Gelübde, und andere Tradition, von Unterscheid der Speise, Tag, 2c. dardurch man vermeynet Gnade zu verdienen, und für Sünde genug zu thun, untüchtig, und wider das Evangelium.

Der 16. Artickel.

Von Polizey und weltlichem Regiment.

Von Polizey und weltlichem Regiment wird gelehret, daß alle Obrigkeit in der Welt, und geordnete Regiment und Gesetze, gute Ordnung von GOtt geschaffen und eingesetzt seynd. Und daß Christen mögen in Obrigkeit, Fürsten- und Richter-Amt ohne Sünde seyn, nach Kayserlichen und andern üblichen Rechten, Urtheil und Recht sprechen, Uebelthäter mit dem Schwerd strafen, rechte Kriege führen, streiten, kauffen und verkauffen, aufgelegte Eide thun, Eigenes haben, ehelich seyn, 2c.

Hier werden verdammet die Wiedertäufer, so lehren, daß der oben angezeigten keines Christlich sey.

Auch werden diejenigen verdammet, so lehren, daß Christliche Vollkommenheit sey, Haus und Hof, Weib und Kind, leiblich verlassen, und sich der vorberührten Stück äussern. So doch diß allein rechte Vollkommenheit ist, rechte Furcht GOttes, und rechter Glaube an GOTT. Dann das Evangelium lehret nicht ein äusserlich, zeitlich, sondern innerlich, ewig Wesen und Gerechtigkeit des Hertzens, und stößt nicht um weltlich Regiment, Polizey und Ehestand, sondern will, daß man solches alles halte, als wahrhafftige GOttes-Ordnung, und in solchen Ständen Christliche Liebe und rechte gute Werck, ein jeder nach seinem Beruff, beweise. Derhalben seynd die Christen schuldig, der Obrigkeit unterthan, und ihren Geboten gehorsam zu seyn, in allem, so ohne Sünde geschehen mag. Dann so der Obrigkeit Gebot ohne Sünde nicht geschehen mag, soll man GOTT mehr gehorsam seyn, dann den Menschen, Act. 4.

Der 17. Artickel.

Von Christi Wiederkunft zum Gericht.

Auch wird gelehret, daß unser HErr JEsus Christus am jüngsten Tag kommen wird, zu richten, und alle Todten auferwecken, den Glaubigen und Auserwählten ewiges Leben und ewige Freude geben, die gottlosen Menschen aber, und die Teufel, in die Hölle und ewige Straf verdammen.

Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, so lehren, daß die Teufel und verdammte Menschen nicht ewige Pein und Qual haben werden.

Item, hier werden verworfen etliche jüdische Lehren, die sich auch jetzund ereignen, daß vor Auferstehung der Todten eitel Heilige und Fromme ein weltlich Reich haben, und alle Gottlosen vertilgen werden.

Der 18. Artickel.

Vom freyen Willen.

Vom freyen Willen wird gelehrt, daß der Mensch etlicher massen einen freyen Willen hat, äusserlich ehrbar zu leben, und

zu wählen unter denen Dingen, so die Vernunft begreifft: Aber ohne Gnad, Hülfe und Würckung des heiligen Geistes vermag der Mensch nicht Gottgefällig zu werden, GOtt hertzlich zu fürchten, oder zu glauben, oder die angebohrne böse Lust aus dem Hertzen zu werfen, sondern solches geschicht durch den heiligen Geist, welcher durch GOttes Wort gegeben wird. Dann Paulus spricht 1. Corinth. 2. Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist GOTTES.

Und damit man erkennen möge, daß hierinn keine Neuigkeit gelehrt werde, so sind das die klaren Worte **Augustini**, vom freyen Willen, wie jetzund hiebey geschrieben, aus dem 3. Buch **Hypognosticon**: Wir bekennen, daß in allen Menschen ein freyer Wille ist. Daun sie haben ja alle angebohrnen natürlichen Verstand und Vernunft, nicht daß sie etwas vermögen mit GOTT zu handlen, als GOTT von Hertzen zu lieben, zu fürchten, sondern allein in äusserlichen Wercken dieses Lebens haben sie Freyheit, Gutes oder Böses zu wählen, gut meyn ich, das die Natur vermag, als auf dem Acker zu arbeiten oder nicht, zu essen, zu trincken, zu einem Freunde zu gehen oder nicht, ein Kleid an= oder auszuthun, zu bauen, ein Weib zu nehmen, ein Handwerck zu treiben, und dergleichen etwas nutzliches und gutes zu thun, welches doch alles ohne GOTT nicht ist, noch bestehet, sondern alles aus ihm, und durch ihn ist. Dagegen kan der Mensch auch Böses aus eigener Wahl fürnehmen, als für einem Abgott nieder zu knien, einen Todschlag zu thun, rc.

Der 19. Artickel.

Von der Ursach der Sünde.

Von Ursach der Sünden wird bey uns gelehret, daß, wiewohl GOtt der Allmächtige die gantze Natur geschaffen hat und erhält, so würcket doch der verkehrte Wille die Sünd in allen Bösen und Verächtern GOttes, wie dann des Teufels Wille ist und aller Gottlosen, welcher alsbald, so GOtt die Hand abgethan, sich von GOtt zum Argen gewandt hat, wie Christus spricht Joh. 8. Der Teufel redet Lügen aus seinem eigenen.

Der 20. Artickel.

Vom Glauben und guten Wercken.

Den Unsern wird mit Unwahrheit aufgelegt, daß sie gute Wercke verbieten. Dann ihre Schriften von zehen Geboten und andere beweisen, daß sie von rechten Christlichen Ständen und Wercken guten nutzlichen Bericht und Ermahnung gethan haben, davon man vor dieser Zeit wenig gelehret hat, sondern allermeist in allen Predigten auf kindische unnöthige Wercke, als Rosen-Kräntze, Heiligen-Dienst, Mönche werden, Wallfahrten, gesetzte Fasten, Feyer, Bruderschafften rc. getrieben, solche unnöthige Wercke rühmet auch unser Widerpart nun nicht mehr so hoch, als vor Zeiten. Dazu haben sie auch gelernet nun vom Glauben zu reden, davon sie doch in vorigen Zeiten gar nichts geprediget haben. Lehren dannoch nun, daß wir nicht allein aus Wercken gerecht werden für GOtt, sondern setzen den Glauben an Christum darzu, sprechen: Glauben und Wercke machen uns gerecht für GOtt, welche Rede mehr Trosts bringen mag, dann so man allein auf Wercke vertrauet.

Dieweil nun die Lehre vom Glauben, die das Haupt-Stück ist in Christlichem Wesen, so lange Zeit, wie man bekennen muß, nicht getrieben worden, sondern allein Werck-Lehre an allen Orten geprediget, ist davon durch die Unsern solcher Unterricht geschehen:

Erstlich, daß unsere Wercke nicht mögen mit GOtt versöhnen, und Gnade erwerben, sondern solches geschicht allein durch den Glauben, so man glaubet, daß uns um Christus willen die Sünden vergeben werden, welcher allein der Mittler ist, den Vater zu versöhnen. Wer nun vermeynet, solches durch Wercke auszurichten, und Gnade zu verdienen, der verachtet Christum, und sucht einen eigenen Weg zu GOtt, wider das Evangelium.

Diese Lehr vom Glauben ist offentlich und klar im Paulo in vielen Orten gehandelt, sonderlich zun Ephesern am zweiten: Aus Gnaden seyd ihr selig worden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, sondern es ist GOttes Gabe, nicht aus

Wercken, damit sich niemand rühme, ꝛc. Und daß hierinn kein neuer Verstand eingeführet sey, kan man aus **Augustino** beweisen, der diese Sache fleißig handelt, und auch also lehret, daß wir durch den Glauben an Christum Gnad erlangen, und für GOtt gerecht werden, und nicht durch Wercke, wie sein gantzes Buch **de Spiritu et Litera** ausweiset.

Wiewohl nun diese Lehr bey unversuchten Leuten sehr verachtet wird, so befindet sich doch, daß sie den blöden und erschrockenen Gewissen sehr tröstlich und heylsam ist. Dann das Gewissen kan nicht zu Ruhe und Friede kommen durch Wercke, sondern allein durch Glauben, so es bey sich gewißlich schleußt, daß es um Christus willen einen gnädigen GOTT hab, wie auch Paulus spricht, Röm. 5. So wir durch den Glauben sind gerecht worden, so haben wir Ruhe und Friede vor GOTT.

Diesen Trost hat man vor Zeiten nicht getrieben in Predigten, sondern die armen Gewissen auf eigne Werck getrieben, und sind mancherley Wercke fürgenommen. Dann etliche hat das Gewissen in die Klöster gejagt, der Hoffnung, daselbst Gnade zu erwerben durch Kloster-Leben, etliche haben andere Werck erdacht, damit Gnade zu verdienen, und für Sünde genug zu thun. Derselbigen viel haben erfahren, daß man dardurch nicht ist zu Frieden kommen, darum ist Noth gewesen, diese Lehr vom Glauben an Christum zu predigen, und fleißig zu treiben, daß man wisse, daß man allein durch den Glauben, ohn Verdienst, GOttes Gnade ergreiffet.

Es geschicht auch Unterricht, daß man hie nicht von solchem Glauben redet, den auch die Teufel und Gottlose haben, die auch die Historien glauben, daß Christus gelitten hab, und auferstanden sey von Todten, sondern man redet von wahrem Glauben, der da glaubet, daß wir durch Christum Gnade und Vergebung der Sünde erlangen, und der nun weiß, daß er einen gnädigen GOtt durch Christum hat, kennet also GOtt, ruffet ihn an, und ist nicht ohne GOtt, wie die Heyden. Dann der Teufel und Gottlose glauben diesen Articel, Vergebung der Sünde nicht, darum sind sie GOtt feind, können ihn nicht anruffen, nichts Gutes von ihm hoffen, und also, wie jetzt angezeigt ist,

redet die Schrift vom Glauben, und heisset nicht Glauben, ein solches Wissen, das Teufel und gottlose Menschen haben. Dann also wird vom Glauben gelehret zun Hebräern am eilften: Daß glauben nicht sey allein die Historien wissen, sondern Zuversicht haben zu GOTT, seine Zusag zu empfahen. Und **Augustinus** erinnert uns auch, daß wir das Wort (Glauben) in der Schrift verstehen sollen, daß es heisse Zuversicht zu GOTT, daß er uns gnädig sey, und heisse nicht allein solche Historien wissen, wie auch die Teufel wissen.

Ferner wird gelehrt, daß gute Wercke sollen und müssen geschehen, nicht daß man darauf vertraue, Gnade damit zu verdienen, sondern von GOttes willen, und GOtt zu Lob. Der Glaube ergreifft allezeit allein Gnade und Vergebung der Sünde. Und weil durch den Glauben der heilige Geist gegeben wird, so wird auch das Hertz geschickt, gute Wercke zu thun. Dann zuvorn, dieweil es ohne den heiligen Geist ist, so ist es zu schwach, dazu ist es ins Teufels Gewalt, der die arme menschliche Natur zu viel Sünden treibet, wie wir sehen in den Philosophen, welche sich unterstanden, ehrlich und unsträflich zu leben, haben aber dannoch solches nicht ausgerichtet, sondern seynd in viel grosse offentliche Sünden gefallen. Also gehet es mit dem Menschen, so er ausser dem rechten Glauben ohne den heiligen Geist ist, und sich allein durch eigene menschliche Krafft regieret. Derohalben ist die Lehr vom Glauben nicht zu schelten, daß sie gute Wercke verbiete, sondern vielmehr zu rühmen, daß sie lehre gute Wercke zu thun, und Hülf anbiete, wie man zu guten Wercken kommen möge. Dann ausser dem Glauben, und ausserhalb Christo ist menschliche Natur und Vermögen viel zu schwach, gute Wercke zu thun, GOtt anzuruffen, Gedult zu haben im Leiden, den Nächsten zu lieben, befohlene Aemter fleißig auszurichten, gehorsam zu seyn, böse Lüste zu meiden. Solche hohe und rechte Wercke mögen nicht geschehen ohne die Hülfe Christi, wie er selbst spricht, Joh. 15. Ohne mich könnt ihr nichts thun, 2c.

Der 21. Artickel.

Von dem Dienst der Heiligen.

Vom Heiligen-Dienst wird von den Unsern also gelehret, daß man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unsern Glauben stärcken, so wir sehen, wie ihnen Gnade wiederfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist; Dazu, daß man Exempel nehme von ihren guten Wercken, ein jeder nach seinem Beruff, gleichwie die Kayserliche Majestät seliglich und göttlich dem Exempel Davids folgen mag, Kriege wider den Türcken zu führen, dann sie beyde seynd in Königlichem Amt, welches Schutz und Schirm ihrer Unterthanen fordert. Durch Schrift aber mag man nicht beweisen, daß man die Heiligen anruffen, oder Hülfe bey ihnen suchen soll, dann es ist allein ein einiger Versöhner und Mittler gesetzt zwischen GOTT und den Menschen, JEsus Christus, 1. Tim. 2. welcher ist der einige Heyland, der einige oberste Priester, Gnaden-Stul und Fürsprecher bey GOTT. Röm. 8. Und der hat allein zugesagt, daß er unser Gebet erhören wolle. Das ist auch der höchste Gottesdienst nach der Schrift, daß man denselbigen JEsum Christum in allen Nöthen und Anliegen von Hertzen suche und anruffe, 1. Joh. 2. So jemand sündiget, haben wir einen Fürsprecher bey GOTT, der gerecht ist, JESUM.

Diß ist fast die Summa der Lehre, welche in unsern Kirchen zu rechtem Christlichem Unterricht und Trost der Gewissen, auch zu Besserung der Gläubigen geprediget und gelehret ist. Wie wir dann unsere eigene Seel und Gewissen ja nicht gerne wolten für GOtt mit Mißbrauch göttlichen Namens oder Worts, in die höchste und gröste Gefahr setzen, oder auf unsere Kinder und Nachkommen eine andere Lehre, dann so dem reinen göttlichen Wort und Wahrheit gemäß, fällen oder erben. So dann dieselbe in heiliger Schrift klar gegründet, und darzu auch gemeiner Christlicher, ja Römischer Kirchen, soviel aus der Väter Schrift zu vermercken, nicht zuwider noch entgegen ist, so achten wir auch, unsere Widersacher können zu obangezeigten Artickeln nicht uneinig mit uns seyn. Derhalben handeln diejenige gantz unfreundlich, geschwind, und wider alle Christliche Einigkeit und

Liebe, so die Unsern derhalben, als Ketzer abzusondern, zu verwerfen und zu meiden, ihnen selbst ohne einigen beständigen Grund göttlicher Gebot oder Schrift fürnehmen. Dann die Irrung und Zanck ist fürnemlich über etlichen Traditionen und Mißbräuchen. So dann nun in den Haupt-Artickeln kein befindlicher Ungrund oder Mangel, und diß unser Bekänntniß göttlich und Christlich ist, solten sich billig die Bischöffe, wenn schon bey uns der Tradition halben ein Mangel wäre, gelinder erzeigen, wiewohl wir verhoffen, beständigen Grund und Ursachen darzuthun, warum bey uns etliche Tradition und Mißbräuche geändert sind.

Artickel,

von welchen Zwiespalt ist, da erzehlet werden die Mißbräuch, so geändert seynd.

So nun von den Artickeln des Glaubens in unsern Kirchen nicht gelehret wird, zuwider der heiligen Schrift, oder gemeiner Christlichen Kirchen, sondern alleine einige Mißbräuche geändert sind, welche zum Theil mit der Zeit selbst eingerissen, zum Theil mit Gewalt aufgerichtet, fordert unsere Nothdurft, dieselbigen zu erzehlen, und Ursachen anzuzeigen, warum hierinne Aenderung geduldet, damit Kaiserliche Majestät erkennen möge, daß nicht hierinne unchristlich oder freventlich gehandelt, sondern daß wir durch GOttes Gebot, welches billig höher zu achten, dann alle Gewohnheit, gedrungen seynd solche Aenderung zu gestatten.

Der 22. Artickel.

Von beyder Gestalt des Sacraments.

Den Layen wird bey uns beyde Gestalt des Sacraments gereichet, aus dieser Ursach, daß dieses ist ein klarer Befehl und Gebot Christi, Matth. 26. Trincket alle daraus. Da gebeut Christus mit klaren Worten von dem Kelch, daß sie alle daraus trincken sollen.

Und damit niemand diese Worte anfechten und gloßiren könne, als gehöre es allein den Priestern zu, so zeiget Paulus

1. Corinth. 11. an, daß die gantze Versammlung der Korinther-Kirchen beyde Gestalt gebraucht hat. Und dieser Brauch ist lange Zeit in der Kirchen blieben, wie man durch die Historieen und der Väter Schriften beweisen kan. Cyprianus gedenckt an vielen Orten, daß den Layen der Kelch die Zeit gereicht sey. So spricht S. Hieronymus, daß die Priester, so das Sacrament reichen, dem Volk das Blut Christi austheilen. So gebeut Gelasius, der Papst selbst, daß man das Sacrament nicht theilen soll, Distinct. 2. de Consecr. c. Comperimus. Man findet auch nirgend keinen Canon, der da gebiete, allein eine Gestalt zu nehmen. Es kan auch niemand wissen, wann, oder durch welche diese Gewohnheit, eine Gestalt zu nehmen, eingeführet ist. Wiewohl der Cardinal Chusanus gedencket, wann solche Weise approbirt sey. Nun ists offentlich, daß solche Gewohnheit wider GOttes Gebot, auch wider die alten Canones eingeführt, unrecht ist. Derhalben hat sich nicht gebühret, derjenigen Gewissen, so das heilige Sacrament nach Christus Einsetzung zu gebrauchen begehrt haben, zu beschweren und zu zwingen, wider unsers HErrn Christi Ordnung zu handlen. Und dieweil die Theilung des Sacraments der Einsetzung Christi zu entgegen ist, wird auch bey uns die gewöhnliche Proceßion mit dem Sacrament unterlassen.

Der 23. Artickel.

Vom Ehestand der Priester.

Es ist bey jedermann, hohen und niedern Standes, eine mächtige Klage in der Welt gewesen, von grosser Unzucht, und wilden Wesen und Leben der Priester, so nicht vermöchten Keuschheit zu halten, und war auch je mit solchem greulichen Laster aufs höchste kommen. So viel heßliches groß Aergerniß, Ehebruch und andere Unzucht zu vermeiden, haben sich etliche Priester bey uns in ehelichen Stand begeben. Dieselbigen zeigen diese Ursach, daß sie dahin gedrungen und bewegt sind, aus hoher Noth ihrer Gewissen. Nachdem die Schrift klar meldet, der eheliche Stand sey von GOTT dem HErrn eingesetzt, Unzucht zu vermeiden, wie Paulus sagt: Die Unzucht zu vermeiden, hab

ein jeglicher sein eigen Weib. Item: Es ist besser ehelich werden, dann brennen. Und nachdem Christus sagt: Sie fassen nicht alle das Wort. Da zeigt Christus an (welcher wohl gewußt hat, was am Menschen sey) daß wenig Leut die Gabe keusch zu leben haben. Dann GOTT hat den Menschen Männlein und Fräulein geschaffen. Genes. 1. Ob es nun in menschlicher Macht oder Vermögen sey, ohne sonderlich Gabe und Gnade GOttes, durch eigen Fürnehmen oder Gelübde GOttes, der hohen Majestät, Geschöpfe besser zu machen, oder zu ändern, hat die Erfahrung allzu klar geben. Dann was gutes, was ehrbar züchtiges Leben, was Christlichs, ehrlichs oder redliches Wandels an vielen daraus erfolget, wie greulich schreckliche Unruhe und Qual ihrer Gewissen viel an ihrem letzten Ende derhalben gehabt, ist am Tage, und ihrer viel haben es selbst bekennet. So dann GOttes Wort und Gebot durch kein menschlich Gelübd oder Gesetz mag geändert werden, haben aus diesen und andern Ursachen und Gründen die Priester und andere Geistliche Ehe-Weiber genommen.

So ist es auch aus den Historien und der Väter Schriften zu beweisen, daß in der Christlichen Kirchen vor Alters der Gebrauch geweßt, daß die Priester und Diacon Ehe-Weiber gehabt. Darum sagt Paulus 1. Tim. 3. Es soll ein Bischoff unsträflich seyn, eines Weibes Mann. Es seynd auch in Teutschland erst vor vier hundert Jahren die Priester zum Gelübde der Keuschheit vom Ehestand mit Gewalt abgedrungen, welche sich dagegen sämtlich, auch so gar ernstlich und hart gesetzt haben, daß ein Ertz-Bischoff zu Mayntz, welcher das päpstische neue Edict derhalben verkündiget, gar nahe in einer Empörung der gantzen Priesterschaft in einem Gedräng wäre umgebracht. Und dasselbige Verbot ist bald im Anfang so geschwind und unschicklich fürgenommen, daß der Papst die Zeit, nicht allein die künftige Ehe denen Priestern verboten, sondern auch derjenigen Ehe, so schon in dem Stand lang gewesen, zurissen. Welches doch nicht allein wider alle göttliche, natürliche und weltliche Rechte, sondern auch denen **Canonibus**, (so die Päpste selbst gemacht) und den berühmtesten **Conciliis** gantz entgegen und zuwider ist.

Auch ist bey vielen hohen, gottesfürchtigen, verständigen Leu-

ten dergleichen Rede und Bedencken oft gehört, daß solcher gedrungener Coelibat und Beraubung des Ehestands (welchen Gott selbst eingesetzt und frey gelassen) nie kein gutes, sondern viel grosser böser Laster, und viel Arges eingeführet habe. Es hat auch einer von Päpsten Pius II. selbst, wie seine Historien anzeigen, diese Worte oft geredet und von sich schreiben lassen: Es möge wohl etliche Ursachen haben, warum den Geistlichen die Ehe verboten sey, es habe aber viel höhere, größere und wichtigere Ursachen, warum man ihnen die Ehe soll wieder frey lassen, ungezweifelt, es hat Papst Pius, als ein verständiger weiser Mann, diß Wort aus grossem Bedencken geredt.

Derhalben wollen wir uns in Unterthänigkeit zu Kayserlicher Majestät vertröften, daß ihre Majestät, als ein Christlicher Hochlöblicher Kayser, gnädiglich beherzigen werde, daß jetzund in den letzten Zeiten und Tagen, von welchen die Schrift meldet, die Welt immer je ärger, und die Menschen gebrechlicher und schwächer werden.

Derhalben wohl hochnöthig, nutzlich und Christlich ist, diese fleißige Einsehung zu thun, damit, wo der Ehestand verboten, nicht ärgere und schändlichere Unzucht und Laster in teutschen Landen möchten einreissen. Dann es wird ja diese Sachen niemand weislicher oder besser ändern oder machen können, dann GOtt selbst, welcher den Ehestand, menschlicher Gebrechlichkeit zu helfen, und Unzucht zu wehren, eingesetzt hat. So sagen die alten Canones auch, man müsse zu Zeiten die Schärfe und rigorem lindern und nachlassen, um menschlicher Schwachheit willen, und ärgers zu verhüten und zu meiden.

Nun wäre das in diesem Fall auch wohl Christlich, und ganz hoch vonnöthen. Was kan auch der Priester und der Geistlichen Ehestand gemeiner Christlichen Kirchen nachtheilig sein, sonderlich der Pfarrern und anderer, die der Kirchen dienen sollen? Es würde wohl künftig an Priestern und Pfarrern mangeln, so diß harte Verbot des Ehestands länger währen sollte.

So nun dieses, nemlich, daß die Priester und Geistlichen mögen ehelich werden, gegründet ist auf das göttliche Wort und Gebot, dazu die Historien beweisen, daß die Priester ehelich ge-

wesen, so auch das Gelübde der Keuschheit, so viel häßliche, unchristliche Aergerniß, so viel Ehebruch, schreckliche unerhörte Unzucht, und greuliche Laster hat angerichtet, daß auch etliche unter Thum-Herren, Curtisan zu Rom, solches oft selbst bekennet, und kläglich angezogen, wie solche Laster im **Clero** zu greulich und übermacht, GOttes Zorn würde erreget werden:

So ists je erbärmlich, daß man den Christlichen Ehestand nicht allein verboten, sondern an etlichen Orten aufs geschwindest, wie um groß Uebelthat, zu strafen sich unterstanden hat. So ist auch der Ehestand in Kayserlichen Rechten, und in allen Monarchien, wo je Gesetz und Recht gewesen, hoch gelobet. Allein dieser Zeit beginnet man die Leute unschuldig, allein um der Ehe willen, zu martern, und dazu Priester, der man für andern schonen solte, und geschicht nicht allein wider göttliche Rechte, sondern auch wider die **Canones**. Paulus der Apostel 1. Tim. 4. nennet die Lehre, so die Ehe verbieten, Teufels-Lehre. So sagt Christus selbst Joh. 8. Der Teufel sey ein Mörder von Anbeginn, welches dann wohl zusammen stimmet, daß es freylich Teufels-Lehre seyn müsse, die Ehe verbieten, und sich unterstehen, solche Lehre mit Blutvergiessen zu erhalten.

Wie aber kein menschlich Gesetz GOttes Gebot kan wegthun oder ändern, also kan auch kein Gelübde GOttes Gebot ändern. Darum gibt auch **S. Cyprianus** den Rath, daß die Weiber, so die gelobte Keuschheit nicht halten, sollen ehelich werden, und sagt Epist. 11. also: So sie aber Keuschheit nicht halten wollen, oder nicht vermögen, so ists besser, daß sie ehelich werden, dann daß sie durch ihre Lust ins Feuer fallen, und sollen sich wohl fürsehen, daß sie den Brüdern und Schwestern keine Aergerniß anrichten.

(Die gewöhnlichen Ausgaben haben hier noch folgenden Zusatz:)

Zudem, so brauchen auch alle **Canones** größere Gelindigkeit und **aequitaet** gegen diejenigen, so in der Jugend Gelübd gethan, wie denn Priester und Mönche des mehrertheils in der Jugend in solchen Stand aus Unwissenheit kommen sind.

Der 24. Artickel.

Von der Messe.

Man leget den Unsern mit Unrecht auf, daß sie die Meß sollen abgethan haben. Dann das ist öffentlich, daß die Meß, ohne Ruhm zu reden, bey uns mit grösserer Andacht und Ernst gehalten wird, dann bey den Widersachern. So werden auch die Leute mit höchsten Fleiß zum öftermal unterrichtet vom heiligen Sacrament, wozu es eingesetzt, und wie es zu gebrauchen sey, als nemlich die erschrockene Gewissen damit zu trösten, dardurch das Volk zur Communion und Meß gezogen wird. Dabey geschiehet auch Unterricht wider andere unrechte Lehr vom Sacrament. So ist auch in den öffentlichen Ceremonien der Messe keine merckliche Aenderung geschehen, dann daß an etlichen Orten teutsche Gesäng (das Volk damit zu lehren und zu üben) neben lateinischem Gesang gesungen werden. Sintemal alle Ceremonien fürnemlich dazu dienen sollen, daß das Volck daran lerne, was ihm zu wissen von Christo noth ist.

Nachdem aber die Messe auf mancherley Weise vor dieser Zeit mißbraucht, wie am Tage ist, daß ein Jahrmarckt daraus gemacht, daß man sie kaufft und verkaufft hat, und das mehrere Theil in allen Kirchen um Geldes willen gehalten, ist solcher Mißbrauch zu mehrmalen, auch vor dieser Zeit von gelehrten und frommen Leuten gestraft worden. Als nun die Prediger davon bey uns geprediget, und die Priester erinnert seynd der schrecklichen Bedräuung, so dann billig einen jeden Christen bewegen soll, daß, wer das Sacrament unwürdiglich brauchet, der sey schuldig am Leib und Blut Christi, darauf sind solche Kauff-Messen und Winckel-Messen (welche bis anher aus Zwang um Geldes und der Präbenden willen gehalten worden) in unsern Kirchen gefallen.

Dabey ist auch der greuliche Irrthum gestrafet, daß man gelehret hat, unser HErr Christus habe durch seinen Tod, allein für die Erb-Sünde genug gethan, und die Messe eingesetzt zu einem Opfer für die andern Sünden, und also die Messe zu einem Opfer gemacht für die Lebendigen und Todten, dadurch

die Sünde wegzunehmen, und GOTT zu versöhnen. Daraus ist weiter gefolget, daß man disputirt hat, ob eine Messe für viel gehalten, also viel verdiene, als so man für einen jeglichen eine sonderliche hielte. Daher ist die grosse unzähliche Menge der Meß kommen, daß man mit diesem Werck hat wollen bey GOtt alles erlangen, das man bedürft hat, und ist daneben des Glaubens an Christum, und rechten Gottesdiensts vergessen worden.

Darum ist davon Unterricht geschehen, wie ohne Zweifel die Noth gefordert, daß man wüßte, wie das Sacrament recht zu gebrauchen wäre. Und erstlich, daß kein Opfer für die Erb-Sünde und andere Sünden seye, dann der einige Tod Christi, zeiget die Schrift an vielen Orten an. Dann also stehet geschrieben zun Hebräern, daß sich Christus einmal geopfert hat, und dardurch für alle Sünde gnug gethan: Es ist eine unerhörte Neuigkeit, in der Kirchen lehren, daß Christus Tod solte allein für die Erb-Sünde, und sonst nicht auch für andere Sünden genug gethan haben. Derhalben zu hoffen, daß männiglich verstehe, daß solcher Irrthum nicht unbillig gestraft sey.

Zum andern, so lehret St. Paulus, daß wir für GOTT Gnade erlangen durch Glauben, und nicht durch Wercke, darwider ist offentlich dieser Mißbrauch der Meß, so man vermeint durch dieses Werck Gnade zu erlangen. Wie man dann weiß, daß man die Meß darzu gebraucht, dadurch Sünde abzulegen, und Gnade und alle Güter bey GOtt zu erlangen, nicht allein der Priester für sich, sondern auch für die gantze Welt, und für andere Lebendige und Todte.

Zum dritten, so ist das heilige Sacrament eingesetzt, nicht damit für die Sünde ein Opfer anzurichten, (dann das Opfer ist zuvor geschehen) sondern daß unser Glaube dadurch erweckt, und die Gewissen getröstet werden, welche durchs Sacrament vernehmen, daß ihnen Gnade und Vergebung der Sünde von Christo zugesagt ist, derohalben fordert diß Sacrament Glauben, und wird ohne Glauben vergeblich gebraucht.

Dieweil nun die Meß nicht ein Opfer ist für andere Lebendige oder Todte, ihre Sünde wegzunehmen, sondern soll ein Communion seyn, da der Priester und andere das Sacrament empfahen

für sich, so wird diese Weise bey uns gehalten, daß man an Feyertagen (auch sonst, so Communicanten da seynd) Meß hält, und etliche, so das begehren, communiciret. Also bleibt die Meß bey uns in ihrem rechten Brauch, wie sie vor Zeiten in der Kirchen gehalten, wie man beweisen mag aus St. Paulo, 1. Cor. 11. darzu auch vieler Väter Schriften. Dann **Chrysostomus** spricht, wie der Priester täglich stehe, und fordere etliche zur Communion, etlichen verbiete er hinzu zu treten. Auch zeigen die alten **Canones** an, daß einer das Amt gehalten hat, und die andern Priester und Diacon communiciret. Dann also lauten die Worte im **Canone Niceno**: Die Diacon sollen nach den Priestern ordentlich das Sacrament empfahen vom Bischoff oder Priester.

So man nun keine Neuigkeit hierinn, die in der Kirchen vor Alters nicht gewesen, fürgenommen hat, und in den offentlichen Ceremonien der Messen, keine merckliche Aenderung geschehen ist, allein daß die andern unnöthige Messen, etwa durch einen Mißbrauch gehalten, neben der Pfarr-Messe, gefallen seynd, soll billig diese Weise, Meß zu halten, nicht für ketzerisch und unchristlich verdammet werden. Dann man hat vor Zeiten auch in den grossen Kirchen, da viel Volcks gewesen, auch auf die Tage, so das Volck zusammen kam, nicht täglich Meß gehalten, wie **Tripartita Historia lib.** 9. anzeiget, daß man zu **Alexandria** am Mittwoch und Freytag die Schrift gelesen, und ausgelegt habe, und sonst alle Gottesdienst gehalten, ohne die Messe.

Der 25. Artickel.

Von der Beicht.

Die Beicht ist durch die Prediger diß Theils nicht abgethan, dann diese Gewohnheit wird bey uns gehalten, das Sacrament nicht zu reichen denen, so nicht zuvor verhört und absolvirt seynd. Dabey wird das Volck fleißig unterricht, wie tröstlich das Wort der Absolution sey, wie hoch und theur die Absolution zu achten, dann es sey nicht des gegenwärtigen Menschen Stimme oder Wort, sondern GOttes Wort, der da die Sünde vergibt, dann

sie wird an Gottes statt, und aus GOttes Befehl gesprochen. Von diesem Befehl und Gewalt der Schlüssel, wie tröstlich, wie nöthig sie sey den erschrockenen Gewissen, wird mit grossem Fleiß gelehret, darzu, wie GOtt fordert, dieser Absolution zu glauben, nicht weniger dann so GOttes Stimme vom Himmel erschälle, und uns dero fröhlich trösten, und wissen, daß wir durch solchen Glauben Vergebung der Sünde erlangen. Von diesen nöthigen Stücken haben vor Zeiten die Prediger, so von der Beicht viel lehreten, nicht ein Wörtlein gerühret, sondern allein die Gewissen gemartert, mit langer Erzehlung der Sünden, mit Gnugthun, mit Ablaß, mit Wallfahrten, und dergleichen. Und viel unserer Widersacher bekennen selbst, daß dieses Theils von rechter Christlicher Buß schicklicher, dann zuvor in langer Zeit geschrieben und gehandelt sey.

Und wird von der Beicht also gelehret, daß man niemand bringen soll die Sünde namhafftig zu erzehlen, dann solches ist unmöglich, wie der Psalm spricht: Wer kennet die Missethaten? Und Jeremias spricht: Des Menschen Hertz ist so arg, daß man es nicht auslernen kan. Die elende menschliche Natur steckt also tief in Sünden, daß sie dieselben nicht alle sehen oder kennen kan, und solten wir allein von denen absolvirt werden, die wir zählen können, wäre uns wenig geholfen. Derhalben ist nicht Noth, die Leute zu bringen, die Sünde namhafftig zu erzehlen. Also haben auch die Väter gehalten, wie man findet, **Distinct. 1. de Poenitentia**, da die Wort **Chrysostomi** angezogen werden: Ich sage nicht, daß du dich selbst sollst offentlich dargeben, noch bei einem andern dich selbst verklagen oder schuldig geben, sondern gehorche dem Propheten, welcher spricht: Offenbare dem HERRN deine Wege. Psalm 37. Derohalben beichte GOTT dem HERRN, dem wahrhafftigen Richter, neben deinem Gebet, nicht sage deine Sünde mit der Zungen, sondern in deinem Gewissen. Hier siehet man klar, daß **Chrysostomus** nicht zwinget die Sünde namhafftig zu erzehlen. So lehret auch die **Glosa in Decretis, de Poenitentia, Distinct. 4. cap. Consideret.** Daß die Beicht nicht durch die Schrift geboten, sondern durch die Kirche eingesetzt sey. Doch wird durch die Prediger dieses

Theils fleißig gelehret, daß die Beicht von wegen der Absolution, welche das Haupt-Stücke und das Fürnehmste darinn ist, zu Trost der erschrockenen Gewissen, darzu um etlicher anderer Ursachen willen zu erhalten sey.

Der 26. Artickel.

Vom Unterscheid der Speise.

Vor Zeiten hat man also gelehret, geprediget und geschrieben, daß Unterschied der Speise, und dergleichen Tradition, von Menschen eingesetzt, dazu dienen, daß man dardurch Gnade verdiene und für die Sünde genug thue. Aus diesem Grund hat man täglich neue Fasten, neue Ceremonien, neue Orden, und dergleichen erdacht, und auf solches heftig und hart getrieben, als seyen solche Dinge nöthige Gottesdienst, dadurch man Gnade verdiene, so mans halte, und grosse Sünde geschehe, so mans nicht halte, daraus sind viel schädlicher Irrthümer in der Kirche erfolget.

Erstlich ist dadurch die Gnade Christi, und die Lehre vom Glauben verdunckelt, welche uns das Evangelium mit grossem Ernst fürhält, und treibt hart darauf, daß man den Verdienst Christi hoch und theuer achte, und wisse, daß Glauben an Christum, hoch und weit über alle Werck zu setzen sey. Derhalben hat St. Paulus heftig wider das Gesetz Mosis, und menschliche **Traditiones** gefochten, daß wir lernen sollen, daß wir für GOtt nicht fromm werden aus unsern Wercken, sondern allein durch den Glauben an Christum, daß wir Gnade erlangen um Christus willen. Solche Lehre ist schier gantz verloschen dadurch, daß man gelehret, Gnade zu verdienen mit Gesetzen, Fasten, Unterschied der Speis, Kleidern, ꝛc.

Zum andern haben auch solche **Traditiones** GOttes Gebot verdunckelt. Dann man setzte diese **Traditiones** weit über Gottes Gebot. Diß hielt man allein für Christlich Leben, wer die Feyer also hielt, also betet, also fastet, also gekleidet ward, das nennete man geistlich, Christlich leben.

Darneben hielt man andere nöthige gute Werck, für ein weltlich ungeistlich Wesen, nemlich diese, so jeder nach seinem Beruff zu thun schuldig ist, als, daß der Haus-Vater arbeitet, Weib und Kind zu ernähren, und zur Gottesfurcht aufzuziehen, die Haus-Mutter Kinder gebieret, und wartet ihr, ein Fürst und Obrigkeit Land und Leute regieret, ꝛc. Solche Werck von GOtt geboten, musten ein weltlich und unvollkommen Wesen seyn, aber die **Traditiones** musten den prächtigen Namen haben, daß sie allein heilige, vollkommene Werck hiessen. Derhalben ward kein Maaß noch Ende, solche **Traditiones** zu machen.

Zum dritten, solche **Traditiones** seynd zu hoher Beschwerung der Gewissen gerathen. Dann es war nicht müglich, alle **Traditiones** zu halten, und waren doch die Leute in der Meynung, als wäre solches ein nöthiger Gottesdienst. Und schreibet **Gerson**, daß viel hiemit in Verzweiflung gefallen, etliche haben sich auch selbst umbracht, derhalben, daß sie keinen Trost von der Gnade Christi gehöret haben. Dann man siehet bei den Summisten und Theologen, wie die Gewissen verwirret, welche sich unterstanden haben, die **Traditiones** zusammen zu ziehen, und ἐπιεικείας gesucht, daß sie den Gewissen hülfen, haben so viel damit zu thun gehabt, daß dieweil alle heylsame Christliche Lehre, von nöthigern Sachen, als, vom Glauben, von Trost in hohen Anfechtungen und dergleichen, darnieder gelegen ist. Darüber haben auch viel fromme Leute vor dieser Zeit sehr geklaget, daß solche **Traditiones** viel Zancks in der Kirchen anrichten, und daß fromme Leute damit verhindert, zum rechten Erkänntniß Christi nicht kommen möchten. **Gerson** und etliche mehr haben heftig darüber geklaget. Ja es hat auch **Augustino** mißfallen, daß man die Gewissen mit so viel **Traditionibus** beschweret. Derhalben er dabei Unterricht gibt, daß mans nicht für nöthige Ding halten soll.

Darum haben die Unsern nicht aus Frevel oder Verachtung geistlichen Gewalts, von diesen Sachen gelehret, sondern es hat die hohe Noth gefordet, Unterricht zu thun, von oben angezeigten Irrthümern, welche aus Mißverstand der Tradition gewachsen seynd. Dann das Evangelium zwinget, daß man die Lehre vom

Glauben soll und müsse in Kirchen treiben, welche doch nicht mag verstanden werden, so man vermeynt durch eigene erwählte Werck Gnade zu verdienen. Und ist also davon gelehret, daß man durch Haltung gedachter menschlicher Tradition nicht kan Gnad verdienen, oder GOtt versöhnen, oder für die Sünde genug thun, und soll derhalben kein nöthiger Gottesdienst daraus gemacht werden. Darzu wird Ursach aus der Schrift angezogen. Christus Matth. 15. entschuldiget die Apostel, da sie die gewöhnliche **Traditiones** nicht gehalten haben, und spricht dabey: Sie ehren mich vergeblich mit Menschen-Geboten. So er nun dieses einen vergeblichen Dienst nennet, muß er nicht nöthig seyn. Und bald hernach: Was zum Munde eingehet, verunreiniget den Menschen nicht. Item St. Paulus spricht Röm. 14. Das Himmelreich stehet nicht in Speise oder Tranck. Col. 2. Niemand soll euch richten in Speise, Tranck, Sabbath, ꝛc. Act. 15. spricht Petrus: Warum versucht ihr GOTT mit Auflegung des Jochs auf der Jünger Häls, welches weder unsere Väter, noch wir haben mögen tragen? Sondern wir glauben durch die Gnade unsers HERRN JESU Christi selig zu werden. Da verbeut Petrus, daß man die Gewissen nicht beschweren soll mit mehr äusserlichen Ceremonien, es sey Mosis oder andern. Und 1. Timoth. 4. werden solche Verbot, als Speise verbieten, Ehe verbieten, ꝛc. Teufels-Lehre genennet; dann diß ist stracks dem Evangelio entgegen, solche Wercke einsetzen oder thun, daß man damit Vergebung der Sünde verdiene, oder als möge niemand Christen seyn, ohne solche Dienst.

Daß man aber den Unsern hie die Schuld gibt, als verbieten sie Casteyung und Zucht, wie **Jovinianus**, wird sich viel anders aus ihren Schriften befinden. Dann sie haben allezeit gelehret vom heiligen Creutz, das Christen zu leiden schuldig seynd, und dieses ist die rechte, ernstliche und nicht erdichtete Casteyung. Darneben wird auch gelehret, daß ein jeglicher schuldig ist, sich mit leiblicher Uebung, als Fasten und ander Uebung, also zu halten, daß er nicht Ursach zu Sünden gebe, nicht daß er mit solchen Wercken Gnad verdiene. Diese leibliche Uebung soll nicht allein etliche bestimmte Tage, sondern stetigs getrieben werden.

Davon redet Christus: Hütet euch, daß eure Hertzen nicht beschweret werden mit Füllerey. Item, die Teufel werden nicht ausgeworfen, dann durch Fasten und Gebet. Und Paulus spricht: Er casteye seinen Leib, und bringe ihn zu Gehorsam; damit er anzeigt, daß Casteyung dienen soll, nicht damit Gnad zu verdienen, sondern den Leib geschickt zu halten, daß er nicht verhindere, was einem jeglichen nach seinem Beruff zu schaffen befohlen ist. Und wird also nicht das Fasten verworfen, sondern daß man einen nöthigen Dienst daraus, auf bestimmte Tag und Speise, zu Verwirrung der Gewissen, gemacht hat.

Auch werden dieses Theils viel Ceremonien und Tradition gehalten, als Ordnung der Messe, und andere Gesäng, Fest, rc. welche dazu dienen, daß in der Kirchen Ordnung gehalten werde. Daneben aber wird das Volck unterricht, daß solcher äusserlicher Gottesdienst nicht fromm macht für GOtt, und daß man sie ohn Beschwerung des Gewissens halten soll, also, daß, so man es nachläßt ohne Aergerniß, nicht daran gesündiget wird. Diese Freyheit in äusserlichen Ceremonien, haben auch die alten Väter gehalten, dann in Orient hat man das Oster-Fest auf andere Zeit, dann zu Rom gehalten. Und da etliche diese Ungleichheit für eine Trennung in der Kirchen halten wolten, seynd sie vermahnet von andern, daß nicht noth ist, in solchen Gewohnheiten Gleichheit zu halten. Und spricht **Irenaeus** also: Ungleichheit in Fasten, trennet nicht die Einigkeit des Glaubens. Wie auch **Distinct. 12.** von solcher Ungleichheit in menschlichen Ordnungen geschrieben, daß sie der Einigkeit der Christenheit nicht zuwider sey. Und **Tripartita hist. lib. 9.** zeucht zusammen viel ungleicher Kirchen-Gewohnheit, und setzet einen nutzlichen Christlichen Spruch: Der Apostel Meynung ist nicht gewesen, Feiertag einzusetzen, sondern Glauben und Liebe zu lehren.

Der 27. Artickel.

Von Kloster-Gelübden.

Von Kloster-Gelübden zu reden, ist noth erstlich zu bedencken, wie es bis anher damit gehalten, welch Wesen sie in Klöstern

gehabt, und daß sehr viel darinn täglich nicht allein wider GOttes Wort, sondern auch päpstlichen Rechten zu entgegen gehandelt ist. Dann zu St. Augustini Zeiten seynd Klöster-Stände frei gewesen, folgend, da die rechte Zucht und Lehre zurüttet, hat man Kloster-Gelübde erdacht, und damit eben als mit einem erdachten Gefängniß die Zucht wiederum aufrichten wollen.

Ueber das, hat man neben den Kloster-Gelübden viel andere Stücke mehr aufbracht, und mit solchen Banden und Beschwerden ihr viel, auch vor gebührenden Jahren beladen.

So seynd auch viel Personen aus Unwissenheit zu solchem Kloster-Leben kommen, welche wiewohl sie sonst nicht zu jung gewesen, haben doch ihr Vermögen nicht genugsam ermessen und verstanden, dieselben alle also verstrickt und verwickelt, seynd gezwungen und gedrungen in solchen Banden zu bleiben, ungeachtet deß, daß auch päpstisch Recht ihr viel frey gibt. Und das ist beschwerlicher gewesen in Jungfrauen-Klöstern, dann Mönch-Klöster, so sich doch geziemet hätte, der Weibsbilder, als der Schwachen, zu verschonen. Dieselbig Stränge und Härtigkeit hat auch viel frommen Leuten in Vor-Zeiten mißfallen. Dann sie haben wohl gesehen, daß beyde Knaben und Mägdlein, um Erhaltung willen des Leibs, in die Klöster seynd versteckt worden. Sie haben auch wohl gesehen, wie übel dasselbe Fürnehmen gerathen ist, was Aergerniß, was Beschwerung der Gewissen es gebracht, und haben viel Leut geklagt, daß man in solcher gefährlichen Sache die Canones so gar nicht geachtet. Zudem, so hat man eine solche Meynung von den Kloster-Gelübden, die unverborgen, die auch viel Mönchen übel gefallen hat, die wenig einen Verstand gehabt.

Dann sie gaben für, daß Kloster-Gelübde der Tauf gleich wären, und daß man mit dem Kloster-Leben Vergebung der Sünde und Rechtfertigung für GOtt verdiente, ja sie setzen noch mehr darzu, daß man mit dem Kloster-Leben verdiente nicht allein Gerechtigkeit und Frömmkeit, sondern auch, daß man damit hielt die Gebot und Räthe im Evangelio verfaßt, und wurden also die Kloster-Gelübde höher gepreiset, dann die Taufe. Item, daß man mehr verdienet mit dem Kloster-Leben, dann mit allen andern

Ständen, so von GOtt geordnet seynd, als Pfarrer und Predig-Stand, Obrigkeit, Fürsten, Herren-Stand, und dergleichen, die alle nach GOttes Gebot, Wort und Befehl, in ihrem Beruff ohne erdichte Geistlichkeit dienen, wie dann dieser Stück keines verneinet werden mag, dann man findets in ihren eigenen Büchern. Ueber das, wer also gefangen, und ins Kloster kommen, lernet wenig von Christo.

Etwa hat man Schulen der heiligen Schrift und anderer Künste, so der Christlichen Kirchen dienlich seynd, in Klöstern gehalten, daß man aus den Klöstern Pfarrer und Bischöffe genommen hat, jetzt aber hats viel ein ander Gestalt. Dann vor Zeiten kamen sie der Meynung zusammen im Kloster-Leben, daß man die Schrift lernete. Jetzt geben sie für, das Kloster-Leben sey ein solch Wesen, daß man GOttes Gnad und Frommkeit für GOtt damit verdiene, ja es sey ein Stand der Vollkommenheit, und setzens den andern Ständen, so von GOTT eingesetzt, weit vor. Das alles wird darum angezogen, ohne alle Verunglimpfunge, damit man je desto baß vernehmen und verstehen möge, was und wie die Unsern predigen und lehren.

Erstlich, lehren sie bei uns von denen, die zur Ehe greiffen, also, daß alle die, so zum ledigen Stand nicht geschickt seynd, Macht, Fug und Recht haben, sich zu verehlichen, dann die Gelübde vermögen nicht GOttes Ordnung und Gebot aufzuheben. Nun lautet GOttes Gebot also: 1. Corinth. 7. Um der Hurerey willen habe ein jeglicher sein eigen Weib, und ein jegliche habe ihren eigen Mann. Dazu bringet, zwinget und treibet nicht allein GOttes Gebot, sondern auch GOttes Geschöpf und Ordnung, alle die zum Ehestand, die ohn sonder GOttes Werck, mit der Gabe der Jungfrauschafft nicht begnadiget seynd, laut dieses Spruchs GOttes selbst, Genes. 2. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, wir wollen ihm einen Gehülfen machen, der um ihn sey.

Was mag man nun dawider aufbringen? Man rühme das Gelübde und Pflicht wie hoch man wolle, man mutz es auf, als hoch man kan, so mag man dannoch nicht erzwingen, daß GOttes Gebot dadurch aufgehaben werde. Die **Doctores** sagen,

daß die Gelübde auch wider des Papsts Recht unbündig sind, wie vielweniger sollen sie dann binden, Statt und Krafft haben wider GOttes Gebot?

Wo die Pflicht der Gelübde keine andere Ursachen hätten, daß sie möchten aufgehaben werden, so hätten die Päpste auch nicht darwider dispensiret oder erlaubt, dann es gebühret keinem Menschen, die Pflicht, so aus göttlichen Rechten herwächst, zu zerreissen. Darum haben die Päpste wohl bedacht, daß in dieser Pflicht eine Aequität soll gebraucht werden, und haben zum öfternmal dispensiret, als mit einem Könige von Arragon, und viel andern. So man nun zu Erhaltung zeitlicher Dinge dispenßret hat, soll viel billiger dispensiret werden, um Nothdurft willen der Seelen.

Folgends, warum treibet der Gegentheil so hart, daß man die Gelübde halten muß, und siehet nicht zuvor an, ob das Gelübde seine Art habe? Dann das Gelübde soll in möglichen Sachen willig und ungezwungen seyn. Wie aber die ewige Keuschheit in des Menschen Gewalt und Vermögen stehe, weiß man wohl. Auch seynd wenig, beyde Manns- und Weibes-Personen, die von ihnen selbst willig und wohlbedacht das Kloster-Gelübd gethan haben. Ehe sie zum rechten Verstand kommen, so überredet man sie zum Kloster-Gelübd, zuweilen werden sie auch darzu gezwungen und gedrungen. Darum ist es je nicht billig, daß man so geschwind und hart von der Gelübd-Pflicht disputire, angesehen, daß sie alle bekennen, daß solches wider die Natur und Art des Gelübdes ist, daß es nicht williglich, und mit gutem Rath und Bedacht gelobt wird.

Etliche **Canones** und päpstliche Rechte zerreissen die Gelübde, die unter fünfzehen Jahren geschehen seyn. Dann sie halten dafür, daß man vor derselben Zeit so viel Verstandes nicht hat, daß man die Ordnung des gantzen Lebens, wie dasselbe anzustellen, beschliessen könne.

Ein anderer **Canon** gibt der menschlichen Schwachheit noch mehrere Jahre zu. Dann er verbeut das Kloster-Gelübd unter achtzehen Jahren zu thun, daraus hat der meiste Theil Entschuldigung und Ursachen, aus dem Kloster zu gehen, dann sie des

mehrern Theils in der Kindheit vor diesen Jahren in die Klöster kommen seynd. Endlich, wann gleich die Verbrechung des Kloster-Gelübds möchte getadelt werden, so könnte aber dannoch nicht daraus erfolgen, daß man derselben Ehe zerreissen sollte. Dann **S. Augustinus** sagt 27. **quaest. 1. c. Nuptiarum**, daß man solche Ehe nicht zerreissen soll. Nun ist je St. Augustin nicht in geringem Ansehen in der Christlichen Kirchen, obgleich etliche hernach anders gehalten.

Wiewohl nun GOttes Gebot von dem Ehestande ihr sehr viel vom Kloster-Gelübd frey und lebendig gemacht, so wenden doch die Unsern noch mehr Ursachen für, daß Kloster-Gelübd nichtig und unbündig sey. Dann aller Gottesdienst von den Menschen, ohne GOttes Gebot und Befehl, eingesetzt und erwählet, Gerechtigkeit und GOttes Gnad zu erlangen, sey wider Gott, und dem Evangelio und GOttes Befehl entgegen, wie dann Christus selbst sagt, Matth. 15. Sie dienen mir vergebens mit Menschen-Geboten. So lehrets auch Sanct Paulus überall, daß man Gerechtigkeit nicht soll suchen, aus unsern Geboten und Gottesdiensten, so von Menschen erdicht seynd, sondern daß Gerechtigkeit und Frömmigkeit für GOtt kommt aus dem Glauben und Vertrauen, daß wir glauben, daß uns GOTT um seines einigen Sohns Christus willen zu Gnaden annimmt. Nun ist es ja am Tag, daß die Mönch gelehret und geprebigt haben, daß die erdachte Geistlichkeit gnug thue für die Sünde, und GOttes Gnad und Gerechtigkeit erlange. Was ist nun diß anders, dann die Herrlichkeit und Preis der Gnaden Christi vermindern, und die Gerechtigkeit des Glaubens verläugnen? Darum folget aus dem, daß solche gewohnliche Gelübde unrechte falsche Gottesdienst gewesen. Derhalben seynd sie auch unbündig. Dann ein gottlos Gelübd, und das wider GOttes Gebot geschehen, ist unbündig und nichtig, wie auch die **Canones** lehren: Daß der Eid nicht soll ein Band zur Sünde seyn.

Sanct Paulus sagt zun Galatern am fünften: Ihr seyd ab von Christo, die ihr durch das Gesetz rechtfertig werden wolt, und habt der Gnaden gefehlet. Derohalben auch die, so durch Gelübde wollen gerechtfertigt werden, seynd von Christo ab, und

fehlen der Gnade GOttes, dann dieselben rauben Christo seine Ehre, der allein gerecht macht, und geben solche Ehre ihren Gelübden und Kloster-Leben.

Man kan auch nicht läugnen, daß die Mönche gelehret und geprediget haben, daß sie durch ihre Gelübde und Kloster-Wesen und Weise gerecht werden, und Vergebung der Sünden verdienen, ja sie haben noch wohl ungeschicktere Dinge erdichtet, und gesagt, daß sie ihre gute Wercke den andern mittheilen. Wann nun einer diß alles wolte unglimpflich treiben und aufmutzen, wie viel Stücke könnte er zusammen bringen, deren sich die Mönche jetzt selbst schämen, und nicht wollen gethan haben? Ueber das alles haben sie auch die Leute überredet, daß die erdichtete geistliche Ordens-Stände seyen Christliche Vollkommenheiten, diß ist ja die Wercke rühmen, daß man dadurch gerecht werde. Nun ist es nicht eine geringe Aergerniß in der Christlichen Kirchen, daß man dem Volck einen solchen Gottesdienst fürträgt, den die Menschen ohne GOttes Gebot erdichtet haben, und lehren, daß ein solcher Gottesdienst die Menschen für GOtt fromm und gerecht mache, dann Gerechtigkeit des Glaubens, die man am meisten in der Kirche treiben soll, wird verdunckelt, wann den Leuten die Augen aufgesperret werden, mit dieser seltsamen Engels-Geistlichkeit und falschem Fürgeben, des Armuths, Demuth, und Keuschheit.

Ueber das werden auch die Gebot GOttes, und der rechte und wahre Gottesdienst dadurch verdunckelt, wann die Leute hören, daß allein die Mönche im Stande der Vollkommenheit seyn sollen. Dann die Christliche Vollkommenheit ist, daß man Gott von Hertzen und mit Ernst fürchtet, und doch auch eine hertzliche Zuversicht und Glauben, auch Vertrauen fasset, daß wir um Christus willen einen gnädigen und barmhertzigen GOtt haben, daß wir mögen und sollen von GOtt bitten und begehren, was uns noth ist, und Hülfe von ihme in allen Trübsalen gewißlich nach eines jeden Beruff und Stand gewarten. Daß wir auch indeß sollen äusserlich mit Fleiß gute Wercke thun, und unsers Beruffs warten. Darinn stehet die rechte Vollkommenheit, und der rechte Gottesdienst, nicht in bettlen oder in einer schwartzen oder grauen Kappen. Aber das gemeine Volck fasset viel schäd-

licher Meynung aus falschem Lob des Kloster-Lebens, so sie es hören, daß man den ledigen Stand ohne alle Maaß lobet, folget, daß es mit beschwertem Gewissen im Ehestande ist, dann daraus, so der gemeine Mann höret, daß die Bettler allein sollen vollkommen seyn, kan er nicht wissen, daß er ohne Sünde Güter haben, und handthieren möge. So das Volck höret, es sey nur ein Rath, nicht Rache üben, folget, daß etliche vermeynen, es sey nicht Sünde ausserhalb des Amts Rache zu üben. Etliche meynen, Rache gezieme den Christen gar nicht, auch nicht der Obrigkeit.

Man lieset auch der Exempel viel, daß etliche Weib und Kind, auch ihr Regiment verlassen, und sich in Klöster gesteckt haben. Dasselbe, haben sie gesagt, heisset aus der Welt fliehen, und ein solch Leben suchen, das GOtt baß gefiel, dann der andern Leben. Sie haben auch nicht können wissen, daß man GOtt dienen soll in den Geboten, die er gegeben hat, und nicht in den Geboten, die von Menschen erdichtet sind. Nun ist je das ein guter und vollkommener Stand des Lebens, welcher GOttes Gebot für sich hat, das aber ist ein gefährlicher Stand des Lebens, der GOttes Gebot nicht für sich hat.

Von solchen Sachen ist vonnöthen gewesen, denen Leuten guten Bericht zu thun. Es hat auch **Gerson** in vorigen Zeiten den Irrthum der Mönche von der Vollkommenheit gestraft, und zeucht an, daß bey seinen Zeiten dieses eine neue Rede gewesen sey, daß das Kloster-Leben ein Stand der Vollkommenheit seyn soll. So viel gottloser Meynung und Irrthum kleben in den Kloster-Gelübden, daß sie sollen rechtfertigen und fromm für GOtt machen, daß sie die Christliche Vollkommenheit seyn sollen, daß man damit beyde des Evangelions Räthe und Gebot halte, daß sie haben die Ubermaß der Wercke, die man GOtt nicht schuldig sey.

Dieweil dann solches alles falsch, eitel und erdicht ist, so macht es auch die Kloster-Gelübd nichtig und unbündig.

Der 28. Artickel.

Von der Bischöffe Gewalt.

Von der Bischöffe Gewalt ist vor Zeiten viel und mancherley geschrieben. Und haben etliche ungeschicklich den Gewalt der Bischöffe, und das weltliche Schwerd untereinander gemenget, und sind aus diesem unordentlichen Gemeng, sehr grosse Kriege, Aufruhr und Empörung gefolget, aus deme, daß die Bischöffe, im Schein ihres Gewalts, der ihnen von Christo gegeben, nicht allein neue Gottesdienste angerichtet haben, und mit Fürbehaltung etlicher Fälle, und mit gewaltsamen Bann, die Gewissen beschwert, sondern auch sich unterwunden, Kayser und Könige zu setzen und entsetzen, ihres Gefallens. Welchen Frevel auch lange Zeit hievor gelehrte und gottsfürchtige Leute in der Christenheit gestraft haben. Derhalben die Unsern, zu Trost der Gewissen, gezwungen seynd worden, die Unterscheid des geistlichen und weltlichen Gewalts, Schwerds und Regiments anzuzeigen, und haben gelehret, daß man beyde Regiment und Gewalt, um GOttes Gebots willen, mit aller Andacht ehren und wohl halten soll, als zwey höchste Gaben GOttes auf Erden.

Nun lehren die Unsern also, daß die Gewalt der Schlüssel, oder der Bischöffen sey, laut des Evangelions, ein Gewalt und Befehl GOttes, das Evangelium zu predigen, die Sünde zu vergeben, und zu behalten, und die Sacramenten zu reichen und zu handeln. Dann Christus hat die Apostel mit dem Befehl ausgesandt: Gleichwie mich mein Vater gesandt hat, also sende ich euch auch: Nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr die Sünde erlassen werdet, denen sollen sie erlassen seyn, und denen ihr sie vorbehalten werdet, denen sollen sie vorbehalten seyn. Denselben Gewalt der Schlüssel, oder Bischöffen, übet und treibet man allein mit der Lehre und Predigt GOttes Worts, und mit Handreichung der Sacrament, gegen vielen oder einzeln Personen, darnach der Beruff ist. Dann damit werden gegeben nicht leibliche, sondern ewige Ding und Güter, als nemlich, ewige Gerechtigkeit, der heilige Geist, und das ewige Leben. Diese Güter kann man anderst nicht erlangen, dann durch das Amt der Predig,

und durch die Handreichung der heiligen Sacramenten. Dann Sanct Paulus spricht: Das Evangelium ist eine Krafft GOTTES, selig zu machen, alle die daran glauben. Dieweil nun die Gewalt der Kirchen, oder Bischöffe, ewige Güter gibt, und allein durch das Predig-Amt geübt und getrieben wird, so hindert sie die Policey, und das weltliche Regiment nichts überall. Dann das weltliche Regiment gehet mit viel andern Sachen um, dann das Evangelium, welche Gewalt schützt nicht die Seelen, sondern Leib und Gut, wider äusserlichen Gewalt mit dem Schwerd und leiblichen Pönen.

Darum soll man die zwey Regiment, das Geistliche und das Weltliche nicht in einander mengen und werfen. Dann der geistliche Gewalt hat seinen Befehl das Evangelium zu predigen, und die Sacramenten zu reichen, soll auch nicht in ein fremd Amt fallen, soll nicht Könige setzen oder entsetzen, soll weltliche Gesetze und Gehorsam der Obrigkeit nicht aufheben oder zerrütten, soll weltlicher Gewalt nicht Gesetz machen und stellen von weltlichen Händeln, wie dann auch Christus selbst gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Item: Wer hat mich zu einem Richter zwischen euch gesetzt? Und St. Paulus zun Philippern 3. Unser Burgerschafft ist im Himmel. Und in der 2. Corinthier am 10. Die Waffen unserer Ritterschafft sind nicht fleischlich, sondern mächtig für GOTT, zu verstören die Anschläg, und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkanntniß Gottes.

Dieser Gestalt unterscheiden die Unsern beyde Regiment und Gewalt-Amt, und heissen sie beyde, als die höchste Gabe GOttes auf Erden, in Ehren halten. Wo aber die Bischöffe weltlich Regiment und Schwerd haben, so haben sie dieselbe nicht als Bischöffe, aus göttlichen Rechten, sondern aus menschlichen Kayserlichen Rechten, geschenkt von Kaysern und Königen zu weltlicher Verwaltung ihrer Güter, und gehet das Amt des Evangelii gar nichts an. Derohalben ist das Bischöffliche Amt nach göttlichen Rechten, das Evangelium predigen, Sünd vergeben, Lehr urtheilen, und die Lehr, so dem Evangelio entgegen, verwerfen, und die Gottlosen, dero gottlos Wesen offenbar ist, aus Christlicher Gemein ausschliessen, ohn menschliche Gewalt, sondern allein durch

GOttes Wort. Und dißfalls seynd die Pfarr-Leut und Kirchen schuldig, den Bischöffen gehorsam zu seyn, laut dieses Spruchs Christi, Lucä 10. Wer euch höret, der höret mich. Wo sie aber etwas dem Evangelio entgegen lehren, setzen oder aufrichten, haben wir GOttes Befelch in solchem Fall, daß wir nicht sollen gehorsam seyn. Matth. 7. Sehet euch für, für den falschen Propheten. Und Sanct Paulus zun Galatern am 1. So auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch ein ander Evangelium predigen würde, dann das wir euch geprediget haben, der seye verflucht. Und in der 2. Epistel an die Corinthier am 13. Wir haben kein Macht wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Item: Nach der Macht, welche mir der HErr zu bessern, und nicht zu verderben gegeben hat. Also gebeut auch das geistlich Recht 2. q. 7. in cap. Sacerdotes. Und in cap. Oves. Und St. Augustinus schreibet in der Epistel wider Petilianum, man soll auch den Bischöffen, so ordentlich gewählet, nicht folgen, wo sie irren, oder etwas wider die heilige göttliche Schrift lehren oder ordnen.

Daß aber die Bischöffe sonst Gewalt und Gerichts-Zwang haben in etlichen Sachen, als nemlich Ehe-Sachen, oder Zehenden, dieselben haben sie aus Krafft menschlicher Recht. Wo aber die Ordinarien nachläßig in solchem Amt, so sind die Fürsten schuldig, sie thuns auch gern oder ungern, hierinn ihren Unterthanen um Friedens willen, Recht zu sprechen, zu Verhütung Unfrieden und grosser Unruhe in Ländern. Weiter disputiret man, ob auch Bischöffe Macht haben, Ceremonien in der Kirchen aufzurichten, deßgleichen Satzungen von Speis, Feyertägen, von unterschiedlichen Orden der Kirchen-Diener. Dann die den Bischöffen diesen Gewalt geben, ziehen diesen Spruch Christi an, Johannis am 16. Ich habe euch noch viel zu sagen, ihr aber könnets jetzt nicht ertragen, wann aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit führen. Darzu führen sie auch das Exempel, Actor. 15. Da sie Blut und Erstickts verboten haben. So zeucht man auch das an, daß der Sabbath in Sonntag verwandelt ist worden wider die zehen Gebot, darfür sie es achten, und wird kein Exempel so hoch getrieben und

angezogen, als die Verwandlung des Sabbaths, und wollen damit erhalten, daß die Gewalt der Kirchen groß sey, dieweil sie mit den zehen Geboten dispensiret, und etwas daran verändert hat.

Aber die Unsere lehren in dieser Frag also, daß die Bischöffe nicht Macht haben, etwas wider das Evangelium zu setzen, und aufzurichten, wie dann oben angezeiget ist, und die geistliche Rechte durch die gantze neunte Dinstinction lehren. Nun ist dieses offentlich wider GOttes Befelch und Wort, der Meynung Gesetze zu machen, oder zu gebieten, daß man dadurch für die Sünde gnug thue und Gnade erlange. Dann es wird die Ehr des Verdiensts Christi verlästert, wann wir uns mit solchen Satzungen unterwinden, Gnad zu verdienen. Es ist auch am Tage, daß um dieser Meynung willen in der Christenheit menschliche Auffsatzung unzählich überhand genommen haben, und indeß die Lehre vom Glauben, und die Gerechtigkeit des Glaubens gar ist untergedruckt gewesen. Man hat täglich neue Feyertage, neue Fasten geboten, neue Ceremonien, und neue Ehrerbietung der Heiligen eingesetzt, mit solchen Wercken Gnad und alles Guts bey GOtt zu verdienen. Item, die menschliche Satzungen aufrichten, thun auch damit wider GOttes Gebot, daß sie Sünde setzen in der Speis, in Tagen, und dergleichen Dingen, und beschweren also die Christenheit, mit der Knechtschafft des Gesetzes, eben als müßte bey den Christen ein solcher Gottesdienst seyn, GOttes Gnad zu verdienen, der gleich wäre dem Levitischen Gottesdienst, welchen GOtt solte den Aposteln und Bischöffen befohlen haben aufzurichten, wie dann etliche davon schreiben. Stehet auch wohl zu glauben, daß etliche Bischöffe mit dem Exempel des Gesetz Mosis seynd betrogen worden, daher so unzählige Satzungen kommen seynd, daß ein Tod-Sünde seyn soll, wann man an Feyertagen ein Hand-Arbeit thue, auch ohne Aergerniß der andern; daß ein Tod-Sünde sey, wann man die sieben Zeit nachläßt; daß etliche Speise das Gewissen verunreinige; daß Fasten ein solch Werck sey, damit man GOtt versöhne, daß die Sünde in einem fürbehalten Fall werde nicht vergeben, man ersuchte dann zuvor den Vorbehalter des Falls, ohnangesehen, daß die geistlichen Recht

nicht von Vorbehaltung der Schuld, sondern von Fürbehaltung der Kirchen-Pön reden.

Woher haben dann die Bischöffe Recht und Macht solche Auffsätze der Christenheit aufzulegen, die Gewissen zu verstricken? Dann St. Peter verbeut in Geschichten der Apostel am 15. das Joch auf der Jünger Hälse zu legen. Und St. Paulus sagt zun Corinthiern, daß ihnen der Gewalt zu bessern, und nicht zu verderben gegeben sey. Warum mehren sie dann die Sünde mit solchen Auffsätzen? Doch hat man helle Sprüch der göttlichen Schrift, die da verbieten solche Auffsätz aufzurichten, die Gnad GOttes damit zu verdienen, oder als solten sie vonnöthen zur Seligkeit seyn. So sagt St. Paulus zun Coloss. 2. So laßt nun niemand euch Gewissen machen, über Speise oder über Tranck, oder über bestimmten Tagen. Nemlich den Feyertagen oder neuen Monden, oder Sabbathen, welches ist der Schatten von dem das zukünftig war, aber der Cörper selbst ist in Christo. Item: So ihr dann gestorben seyd mit Christo von den weltlichen Satzungen, was lasset ihr euch dann fangen mit Satzungen, als wäret ihr lebendig, die da sagen: Du solt das nicht anrühren, du solt das nicht essen noch trincken, du solt das nicht anlegen, welches sich doch alles unter Handen verzehret, und seynd Menschen-Gebot und Lehre, und haben einen Schein der Wahrheit. Item, Sanct Paulus zum Tito am 1. verbeut öffentlich, man soll nicht achten auf jüdische Fabeln und Menschen-Gebot, welche die Wahrheit abwenden.

So redet auch Christus selbst Matth. am 15. von denen, so die Leut auf Menschen-Gebot treiben: Laßt sie fahren, sie seynd der Blinden blinde Leiter. Und verwirft solchen Gottesdienst und sagt: Alle Pflantzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflantzet hat, die werden ausgereut. So nun die Bischöffe Macht haben die Kirche mit unzähligen Auffsätzen zu beschweren, und die Gewissen zu verstricken, warum verbeut dann die göttliche Schrift so oft die menschliche Auffsätze zu machen und zu hören? Warum nennet sie dieselben Teufels-Lehren? Sollt dann der heilige Geist solches alles vergeblich verwarnet haben?

Derohalben, dieweil solche Ordnung, als nöthig, aufgericht,

damit GOtt zu versöhnen, und Gnad zu verdienen, dem Evangelio entgegen seynd, so ziemet sich keines den Bischöffen, solche Gottesdienste zu erzwingen. Dann man muß in der Christenheit die Lehre von der Christlichen Freyheit behalten, als nemlich, daß die Knechtschafft des Gesetzes nicht nöthig ist zur Rechtfertigung: Wie dann St. Paulus zun Galatern am 5. schreibet: So bestehet nun in der Freyheit, damit uns Christus befreyet hat, und laßt euch nicht wieder in das knechtische Joch verknüpfen. Dann es muß je der fürnehmste Artickel des Evangelions erhalten werden, daß wir die Gnade GOttes durch den Glauben an Christum, ohne unser Verdienst, erlangen, und nicht durch Dienst von Menschen eingesetzt, verdienen.

Was soll man dann halten vom Sonntag, und dergleichen andern Kirchen-Ordnungen und Ceremonien? Dazu geben die Unsern diese Antwort, daß die Bischöffe oder Pfarrer mögen Ordnung machen, damit es ordentlich in der Kirchen zugehe, nicht damit GOttes Gnade zu erlangen, auch nicht damit für die Sünde genug zu thun, oder die Gewissen damit zu verbinden, solches für nöthigen Gottesdienst zu halten, und es dafür zu achten, daß sie Sünde thäten, wann sie ohne Aergerniß dieselben brechen. Also hat Sanct Paulus zun Corinthern verordnet, daß die Weiber in der Versammlung ihr Haupt sollen decken. Item, daß die Prediger in der Versammlung nicht zugleich alle reden, sondern ordentlich, einer nach dem andern.

Solche Ordnung gebühret der Christlichen Versammlung, um der Liebe und Friedens willen zu halten, und den Bischöffen und Pfarrern in diesen Fällen gehorsam zu seyn, und dieselben so fern zu halten, daß einer den andern nicht ärgere, damit in der Kirchen kein Unordnung oder wüstes Wesen sey. Doch also, daß die Gewissen nicht beschweret werden, daß mans für solche Dinge halte, die nöthig seyn solten zur Seligkeit, und es dafür achte, daß sie Sünde thäten, wann sie dieselben ohne der andern Aergerniß brechen. Wie dann niemands sagt, daß das Weib Sünde thue, die mit blossem Haupt ohne Aergerniß der Leute ausgehet. Also ist die Ordnung vom Sonntag, von der Oster-Feyer, von den Pfingsten, und dergleichen Feyer und Weise. Dann die es dafür

achten, daß die Ordnung vom Sonntag für den Sabbath, als nöthig aufgericht sey, die irren sehr. Dann die heilige Schrift hat den Sabbath abgethan, und lehret, daß alle Ceremonien des alten Gesetzes, nach Eröffnung des Evangelions, mögen nachgelassen werden, und dannoch, weil vonnöthen geweßt ist, einen gewissen Tag zu verordnen, auf daß das Volck wüßte, wann es zusammen kommen solte, hat die Christliche Kirche den Sonntag dazu verordnet, und zu dieser Veränderung desto mehr Gefallen und Willens gehabt, damit die Leut ein Exempel hätten der Christlichen Freyheit, daß man wüßte, daß weder die Haltung des Sabbaths noch eines andern Tags vonnöthen sey. Es seynd viel unrichtige Disputation von der Verwandlung des Gesetzes, von den Ceremonien des neuen Testaments, von der Veränderung des Sabbaths, welche alle entsprungen seynd aus falscher und irriger Meynung, als müßte man in der Christenheit einen solchen Gottesdienst haben, der dem levitischen oder jüdischen Gottesdienst gemäß wäre, und als solte Christus den Aposteln und Bischöffen befohlen haben, neue Ceremonien zu erdencken, die zur Seligkeit nöthig wären. Dieselben Irrthümer haben sich in die Christenheit eingeflochten, da man die Gerechtigkeit des Glaubens nicht lauter und rein gelehret und geprediget hat. Etliche disputiren also vom Sonntage, daß man ihn halten müsse, wiewohl nicht aus göttlichen Rechten, stellen Form und Maaß, wie fern man am Feyertage arbeiten mag. Was seynd aber solche **Disputationes** anders, dann Fallstrick des Gewissens? Dann wiewohl sie sich unterstehen, menschliche Auffätze zu lindern und epijiciren, so kann man doch kein ἐπιείκειαν oder Linderung treffen, so lang die Meynung stehet und bleibet, als solten sie vonnöthen seyn. Nun muß dieselbige Meynung bleiben, wann man nichts weißt von der Gerechtigkeit des Glaubens, und von der Christlichen Freyheit. Die Apostel haben geheissen, man soll sich enthalten des Bluts und Erstickten. Wer hälts aber jetzo? Aber dannoch thun die keine Sünde, die es nicht halten. Dann die Apostel haben auch selbst die Gewissen nicht wollen beschweren mit solcher Knechtschafft, sondern habens um Aergerniß willen eine

Zeitlang verboten. Dann man muß Achtung haben in dieser Satzung auf das Haupt-Stücke Christlicher Lehre, das durch dieses Decret nicht aufgehoben wird.

Man hält schier keine alte **Canones**, wie sie lauten, es fallen auch derselben Satzung täglich viel weg, auch bey denen, die solche Aufsätze allerfleißigst halten, da kan man dem Gewissen nicht rathen noch helfen, wo diese Linderung nicht gehalten wird, daß wir wissen, solche Aufsätze also zu halten, daß mans nicht dafür halte, daß sie nöthig seynd, daß auch den Gewissen unschädlich sey, obgleich solche Aufsätze fallen. Es würden aber die Bischöffe leichtlich den Gehorsam erhalten, wo sie nicht darauf dringen, diejenige Satzungen zu halten, so doch ohne Sünde nicht mögen gehalten werden. Jetzo aber thun sie ein Ding und verbieten beyde Gestalt des heiligen Sacraments. Item, den Geistlichen den Ehestand, nehmen niemand auf, ehe dann er zuvor einen Eid gethan hab, er wolle diese Lehre, so doch ohne Zweifel dem H. Evangelio gemäß ist, nicht predigen.

Unsere Kirchen begehren nicht, daß die Bischöffe mit Nachtheil ihrer Ehr und Würden wiederum Fried und Einigkeit machen, wiewohl solches den Bischöffen in der Noth auch zu thun gebühret, allein bitten sie darum, daß die Bischöffe etliche unbillige Beschwerung nachlassen, die doch vor Zeiten auch in der Kirchen nicht geweßt ist, und angenommen seynd, wider den Gebrauch der Christlichen gemeinen Kirchen, welche vielleicht im Anheben etliche Ursachen gehabt, aber sie reimen sich nicht zu unseren Zeiten. So ist es auch unlaugbar, daß etliche Satzungen aus Unverstand angenommen seynd. Darum solten die Bischöffe von der Gütigkeit seyn, dieselben Satzungen zu mildern, sintemal eine solche Aenderung nichts schadet, die Einigkeit Christlicher Kirchen zu erhalten. Dann viel Satzungen von den Menschen aufkommen, seynd mit der Zeit selbst gefallen, und nicht nöthig zu halten, wie die päpstliche Recht selbst zeugen. Kans aber je nicht seyn, es auch bey ihnen nicht zu erhalten, daß man solche menschliche Satzungen mäßige und abthue, welche man ohne Sünde nicht kan halten, so müssen wir der Apostel Regel folgen,

die uns gebeut: Wir sollen GOtt mehr gehorsam seyn, dann den Menschen.

Sanct Peter verbeut den Bischöffen die Herrschafft, als hätten sie Gewalt, die Kirchen, wozu sie wolten, zu zwingen. Jetzt gehet man nicht damit um, wie man den Bischöffen ihre Gewalt nehme, sondern man bittet und begehret, sie wolten die Gewissen nicht zu Sünden zwingen. Wann sie aber solches nicht thun werden, und diese Bitte verachten, so mögen sie gedencken, wie sie werden deßhalben GOtt Antwort geben müssen, dieweil sie mit solcher ihrer Härtigkeit Ursach geben zu Spaltung und **Schisma**, das sie doch billig solten verhüten helfen.

Diß seynd die fürnehmste Articel, die für streitig geachtet werden. Dann wiewohl man vielmehr Mißbränch und Unrichtigkeit hätte anziehen können, so haben wir doch, die Weitläufftigkeit und Länge zu verhüten, allein die fürnehmsten vermeldet, daraus die andern leichtlich zu ermessen. Dann man in Vor-Zeiten sehr geklagt über den Ablaß, über Wallfahrten, über Mißbrauch des Bannes. Es hatten auch die Pfarrer ohnendlich Gezänck mit denen Mönchen, von wegen des Beicht-Hörens, der Begräbniß, der Leich-Predigten und ohnzählicher anderer Stücke mehr. Solches alles haben wir im besten, und um Gelimpfs willen übergangen, damit man die fürnehmste Stück in dieser Sache desto besser vermercken möchte. Darfür soll es auch nicht gehalten werden, daß in deme jemand etwas zu Haß, wider, oder Unglimpf geredt oder angezogen sey, sondern wir haben allein die Stücke erzehlet, die wir für nöthig anzuziehen und zu vermelden geachtet haben, damit man daraus desto besser zu vernehmen habe, daß bey uns nichts weder mit Lehre noch Ceremonien angenommen ist, das entweder der heiligen Schrift, oder gemeiner Christilichen Kirchen zu entgegen wäre. Dann es je am Tage und offentlich, daß wir mit allem Fleiß, mit GOttes Hülf (ohne Ruhm zu reden) verhütet haben, damit je kein neue und gottlose Lehr sich in unsern Kirchen einflechte, einreisse und überhand nehme.

Die obgemeldte Articul haben wir, dem Ausschreiben nach,

übergeben wollen, zu einer Anzeigung unserer Bekanntniß, und der Unseren Lehre. Und ob jemand befunden würde, der daran Mangel hätte, dem ist man ferneren Bericht mit Grund göttlicher H. Schrift zu thun erbötig.

Euer Kayserl. Majeståt

Unterthänigste

Johann, Hertzog zu Sachsen, Churf.
Georg, Marggraf zu Brandenburg.
Ernst, Hertzog zu Lüneburg.
Philipp, Landgraf zu Hessen.
Johann Friedrich, Hertzog zu Sachsen.
Frantz, Hertzog zu Lüneburg.
Wolfgang, Fürst zu Anhalt.
Die Stadt **Nürnberg**.
Die Stadt **Reuttlingen**.

Werner

Pressel, Paul,

Philipp Melanchthon ein evangelisches Lebensbild für alt und jung

Stuttgart 1860